



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

7. JAHRGANG

JAN. - MÄRZ 1978



Inhalt

Norbert Bongartz	
„Neuer Stil“ und Jugendstil	
Zur Restaurierung der evangelischen Markuskirche in Stuttgart	1
Inge Schöck	
„Schlüsselsteine“ des Stifts St. Peter zum Einsiedel	
Ein Ertrag volkskundlicher Inventarisierung	8
Horst Wengerter	
Ochsenblut – eine Farbe?	
Neue Beobachtungen zur Farbigeit alter Fachwerkbauten	11
Barbara Lipps-Kant	
Das Gebäude Bismarckring 67 in Biberach an der Riß –	
Bemerkungen zu einer besonderen städtebaulichen Situation	17
Stefan Kummer	
Vorbericht über die Instandsetzung des Klosters Heiligkreuztal	
Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte –	
Folgerungen für die Restaurierung	21
Hans W. Heine	
Wenig bekannte Burgstellen im Kreis Calw	34
Fridolin Reutti	
„Römerstadt Osterburken“	
Chancen und Zwänge der Bodendenkmalpflege	39
Hans Dieter Ingenhoff	
Das Zwiefaltener Münster – Neue Forschungsergebnisse	42
Inge Schöck	
Ein Vorläufer der modernen Sicherheitsschlösser	44
Dietrich Lutz	
Das „Steinerne Roß“ bei Hemsbach (Rhein-Neckar-Kreis),	
eine karolingische Grenzmarke	46
Norbert Bongartz	
Das Verwaltungsgericht entscheidet . . .	
Abweisung einer Feststellungsklage gegen die Kulturdenkmal-	
eigenschaft des „Neuen Stutenstalls“ in Esslingen-Weil	48
Mitteilungen	50
Personalien	51

Titelbild: Haus Kilmeyer am Marktplatz in Esslingen.
Zum Beitrag Horst Wengerter: Ochsenblut – eine Farbe? Neue Beobachtungen zur Farbigeit alter Fachwerkbauten

Norbert Bongartz: „Neuer Stil“ und Jugendstil

Zur Restaurierung der evangelischen Markuskirche in Stuttgart

Wie im letzten Nachrichtenblatt bereits berichtet, wurde im vergangenen Jahr die 1906–08 erbaute Markuskirche in Stuttgart unter Mitwirkung des Landesdenkmalamtes restauriert.

Die wohl sichtbarste Veränderung dabei war die Wiederherstellung der ursprünglichen Farbigkeit des Kircheninneren, mit der im wesentlichsten Punkt eine Umwandlung der Nachkriegszeit wieder rückgängig gemacht werden konnte. Im Versuch, „mit zeitgemäßer Schlichtheit das dekorative Übermaß zu dämpfen“, so Georg Kopp 1958, hatte man die vier unersetzlichen reichen Lampengehänge des Schiffs abgenommen und offenbar beseitigt, den ursprünglich in der Mitte offenen und durch das Kreisfenster durchlichteten Orgelprospekt geschlossen und Wände und Gewölbe mit einem alles überdeckenden einheitlichen beigefarbenen

Anstrich überzogen, der 1958 dann konsequenterweise zur Schaffung der farbintensiven Glasfenster führte. Die Scheu vor deren Beseitigung bedeutet die einzige Inkonsequenz der jetzigen Restaurierung.

Die Wiederherstellung der Jugendstilfarbigkeit wurde nach zwei Methoden ausgeführt. Die mit Korkputz überzogenen Felder erhielten eine neue Farbfassung entsprechend dem Befund der Freilegungsproben, zumal es hier nur flächige Anstriche und Schablonenmalereien wiederherzustellen galt. Anders bei den Malereien im Chor, welche größtenteils freihändig ausgeführt worden waren und deshalb vollständig wieder freigelegt werden mußten. Bei dieser Freilegung traten die in den Ranken knienden Engel nur noch derart schemenhaft zutage, daß auf eine Ergänzung, die in keinem Verhältnis zum Befund gestanden hätte, verzichtet wurde.

1 DIE MARKUSKIRCHE ist mit ihrer Breitseite an eine Kreuzung herangeschoben. Chor, Schiff, Emporenteil, Treppenhause, Seitenschiff und Sakristei unter steilen Dächern sind klar voneinander abgesetzt.



Dieser Entschluß fiel um so leichter, als es sich herausstellte, daß die Engel erst etwas später auf den Rankenfries aufgemalt worden waren, der sich unter ihnen durchzog.

Statt des ursprünglichen grünen Linoleums erhielt die Kirche nun einen mittelgrauen sägerauen Kalksteinboden, der für die neue Unterbodenheizung geeigneter ist.

Im Zusammenhang mit der Einrichtung eines größeren Windfangs am seitlichen Haupteingang wurde der Durchgang durch die Bankreihen nach hinten vor die Empore gelegt. Der prächtige, aber zu kleine ursprüngliche Windfang hat vor der Tür des Gemeinderaums unter der Empore einen neuen, ähnlich bedeutenden, würdigen Aufstellungs-ort gefunden.

„Kronender Abschluß“ der Restaurierung war die Reparatur des mächtigen, in Kupfer getriebenen geflügelten Markuslöwen, dessen eisernes Innengerüst durchgerostet und der daher vorübergehend vom Giebel über dem Chor entfernt worden war. Nun durfte er seinen angestammten Platz in luftiger Höhe wieder einnehmen.

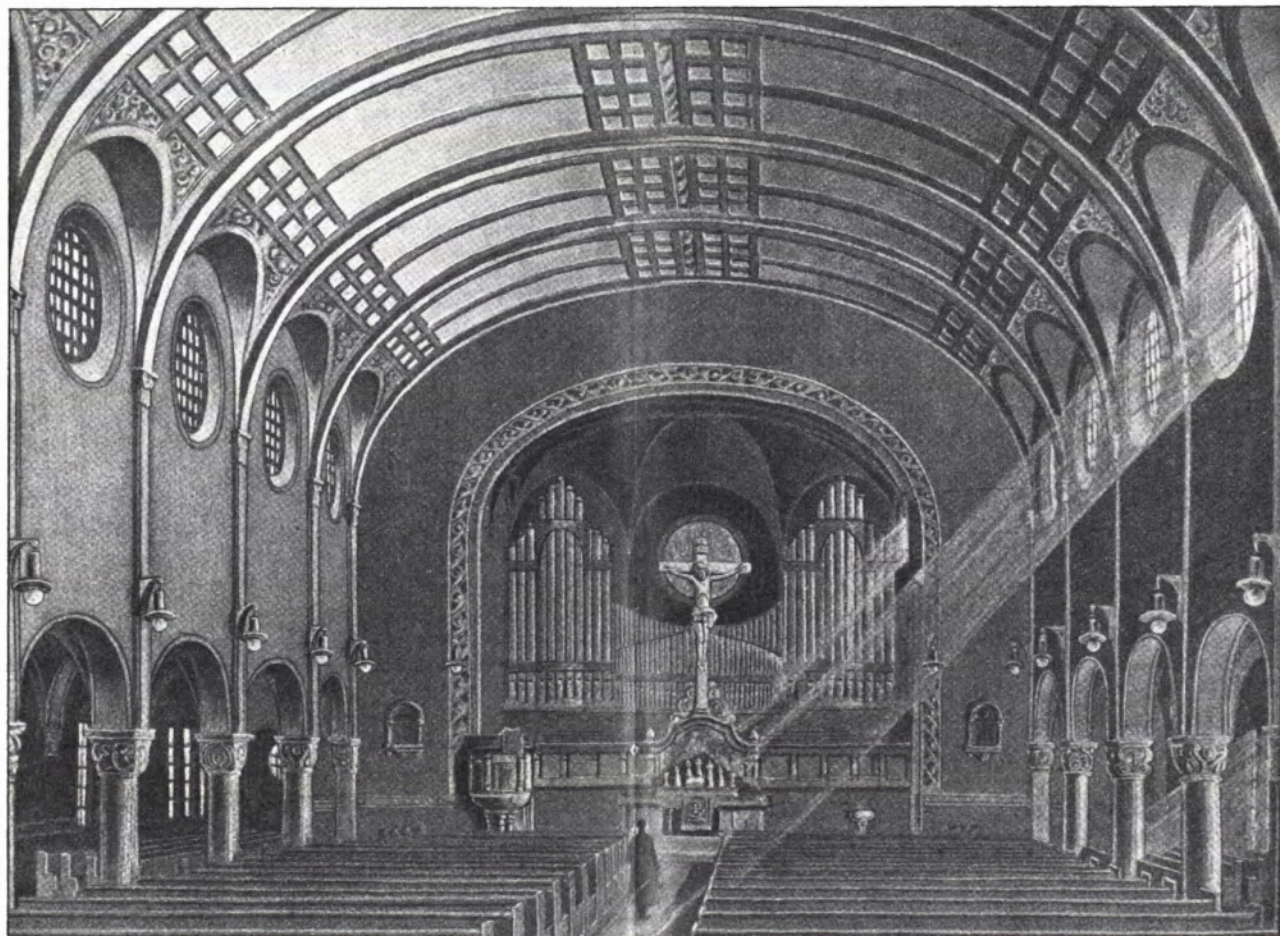
Die Behutsamkeit der Restaurierung galt einem gerade erst 70jährigen Gebäude des „Neuen Stils“, einem markanten Zeugnis einer Zeit des Umbruchs und Aufbruchs, die uns heute in vielem recht nahe steht. Die Markuskirche zählt stilistisch und liturgisch zu den führenden Beispielen dieser Zeit im Lande und besitzt darüber hinaus aufgrund einer frühen Eisenbeton-Konstruktion, welche die Architektur aber noch nicht formal beeinflusste wie dann zum Beispiel die Baienfurter Marienkirche (vgl. Nachrichtenblatt 3/1977, S. 97–102), sogar europäische Bedeutung.

Die Markuskirche, die als eine der wenigen Jugendstilkirchen des Landes bezeichnet und mit dieser Rubrizierung



2

3



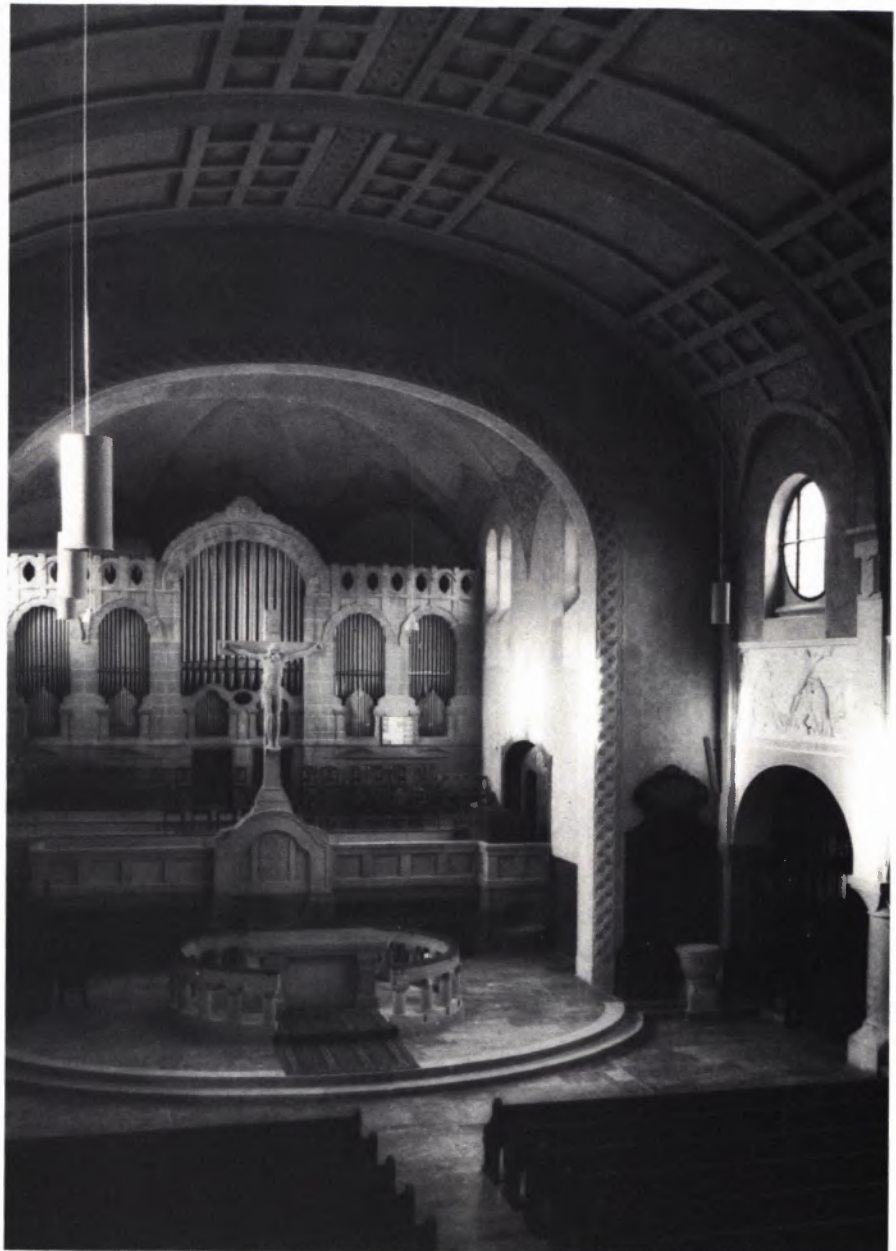
2

◀ 2 DIE MARKUSKIRCHE.

Innenraum in einer Aufnahme von 1908 kurz nach der Vollendung des Bauwerks.

4 ZUSTAND ANFANG 1978.

Es fehlen noch die Stühle vor der ersten Bankreihe. Unauffällige Beleuchtungskörper und der neue Boden sind die Zutaten der letzten Restaurierung.



◀ 3 DER ERSTE ENTWURF, 1905

veröffentlicht, zeigt, daß bis zur Ausführung noch mehrere Punkte intensiver durchgestaltet wurden. Kanzel und Taufstein sind noch unprägnant in Form und Standort, der Orgelprospekt weist noch nicht auf die spätere Ausführung in Stein hin, und auch die reichen Lampengehänge scheinen erst später geplant worden zu sein.

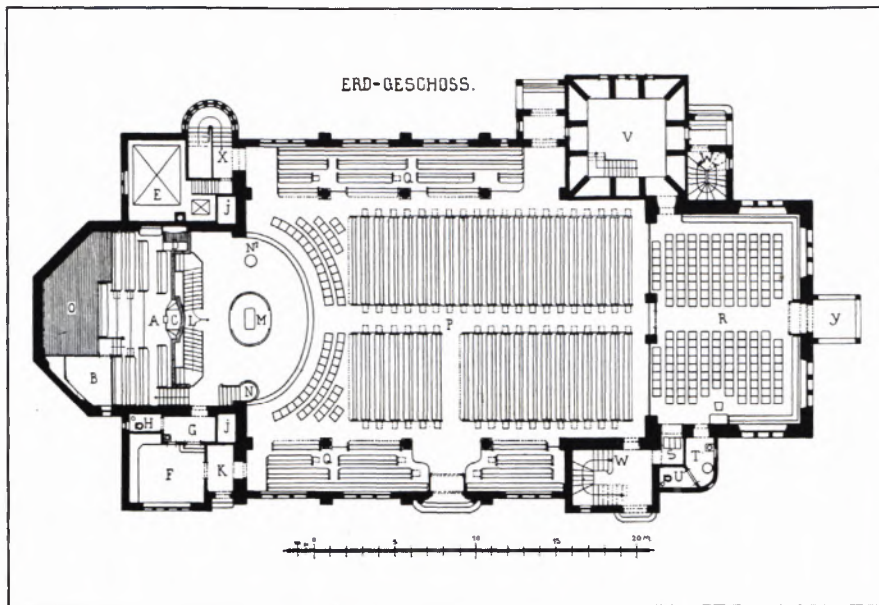
eher abgetan wurde, ist das Werk des damals 60jährigen Architekten Heinrich Dolmetsch, der bis dahin fast ausschließlich Kirchen im neogotischen Stil gebaut und alte Kirchen im gotischen Stil umgebaut bzw. ergänzt hatte. Ein Ausbrechen aus den eingefahrenen Gleisen der Gründerzeitarchitektur bedeutete für diesen Mann und für seine Auftraggeber einen bekennerhaften Schritt, auch wenn sich ein neuer Stil überall in Europa bereits durchgesetzt hatte. Für den Kirchenbau in der Württembergischen Landeskirche gab es aber noch keine vergleichbaren Vorgänge, ebensowenig wie bei den Katholiken, deren Cannstatter Liebfrauenkirche noch 1907–09 im romanischen Stil gebaut wurde.

1906, so das „Christliche Kunstblatt“ dieses Jahres, war der „Neue Stil“, der ja formal weitgehend voraussetzungslos sein wollte, „noch werdend, nicht fest, nicht bestimmt, eben weil er keine Größe der Vergangenheit, sondern der Zukunft ist“. Dieser „Neue Stil“, der seinen Namen erst viel später nach der Münchner Zeitschrift „Jugend“ erhielt, entsprang zwar dem Gedanken, daß der Eklektizismus überwunden werden müsse, doch waren die Lösungsver-

suche so unterschiedlich wie die Künstlerpersönlichkeiten, die der von ihnen so attackierten Stillosigkeit des späteren 19. Jahrhunderts ein Ende bereiten wollten und zugleich ein Gegengewicht gegen die uniformierenden Tendenzen des voranschreitenden Industriezeitalters zu bilden versuchten.

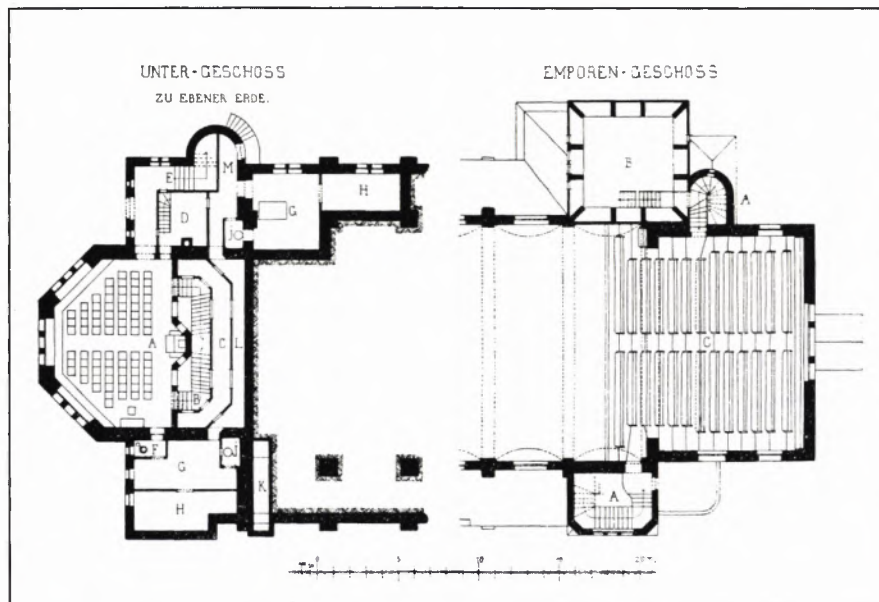
Der Standort

Die Markuskirche wurde nicht mehr in eine Straßenflucht oder an einen Platz gestellt, sondern nimmt malerisch und reizvoll eine städtebaulich weniger anspruchsvolle Situation ein. Indem sie schräg mit ihrer Längsseite an die Kreuzung von Filder- und Römerstraße herangeschoben wurde, wirkt sie mehr „so geworden“, weniger kalkuliert, und entspricht damit der Absicht der Neuerer, Symmetrien möglichst zu vermeiden. Mit ihrem tief heruntergezogenen geknickten Mansarddach, in welches das Gewölbe der Kirche hineinragt, wird dazu eine maßstäbliche Integrierung in die umgebende Bebauung erreicht; das Kirchengebäude wird weniger monumentalisiert als in früheren Jahrzehnten. Der hinter dem Kirchendach aufragende, kampanile-ähnlich neben die Kirche gestellte Turm verstärkt diesen malerischen



DEN GRUNDRISSEN der Kirche (Planzustand 1905) kann man die Organisation der Räume entnehmen. Man achte auch auf das Eisenbetonskelett des Turms.

5 ERDGESCHOSS: A Sängerpodium. B Kleiderablage für die Sänger. C Dirigentenstand. D Organist. E Raum für Gebläse und Motor. F Sakristei. G Verbindungsgang. H Abort. I Warmluftkanäle. K Vorplatz für Kirche und Sakristei. L Zugänge zum Konfirmandensaal im Untergeschoß. M Altar. N Kanzel. N¹ Taufstein. O Orgel. P Mittelschiff. Q Seitenschiffe. R Betsaal, zugleich Raum für Konfirmandenunterricht und Hochzeitsversammlungen. S Rednerpult, auf Schienen schiebbar. T Vorplatz mit Warmwasserkessel. U Abort. V Stuhllager. W Emporentreppen. X Eingang vom Vorplatz des Untergeschosses. Y Durchfahrt.



6 UNTERGESCHOSS zu ebener Erde: A Konfirmandensaal. B Aufgänge vom Konfirmandensaal zum Chor. C Stuhllager für die Kirche. D Stuhllager für den Konfirmandensaal. E Aufgang zum Seitenschiff. F Abort. G Heizräume. H Kohlenmagazine. I Warmluftkanäle. K Frischluftkanal. L Verbindungsgang, darüber Stuhllager für die Kirche. M Eingang zu den Heizräumen.

EMPORENGESCHOSS: A Treppezugänge. B Hauptturm. C Emporenbenke.

schen Eindruck. Der kleine, etwas über der Straße liegende Vorplatz vor dem Seitenportal hat ebenfalls einen wenig repräsentativen, intimen, eher zu knappen Zuschnitt.

Das Innere

Verschiedenste Grundsatzüberlegungen zur praktischen und liturgischen Aufgabe der Kirche, zur Akustik, zur Heizungstechnik und zur Baukonstruktion haben zu dem unverwechselbaren Inneren des Kirchengebäudes geführt. Zwei abgetrennte Versammlungsräume – einer unter dem Chor, der andere unter der Empore, beide multifunktional – mehr oder weniger gegen die Kirche hin zu öffnen, dies bedeutete damals einen modernen Schritt. Heute erweist sich diese Fortschrittlichkeit allerdings als Mangel, da die Markuskirchengemeinde deshalb noch über kein Gemeindehaus verfügt.

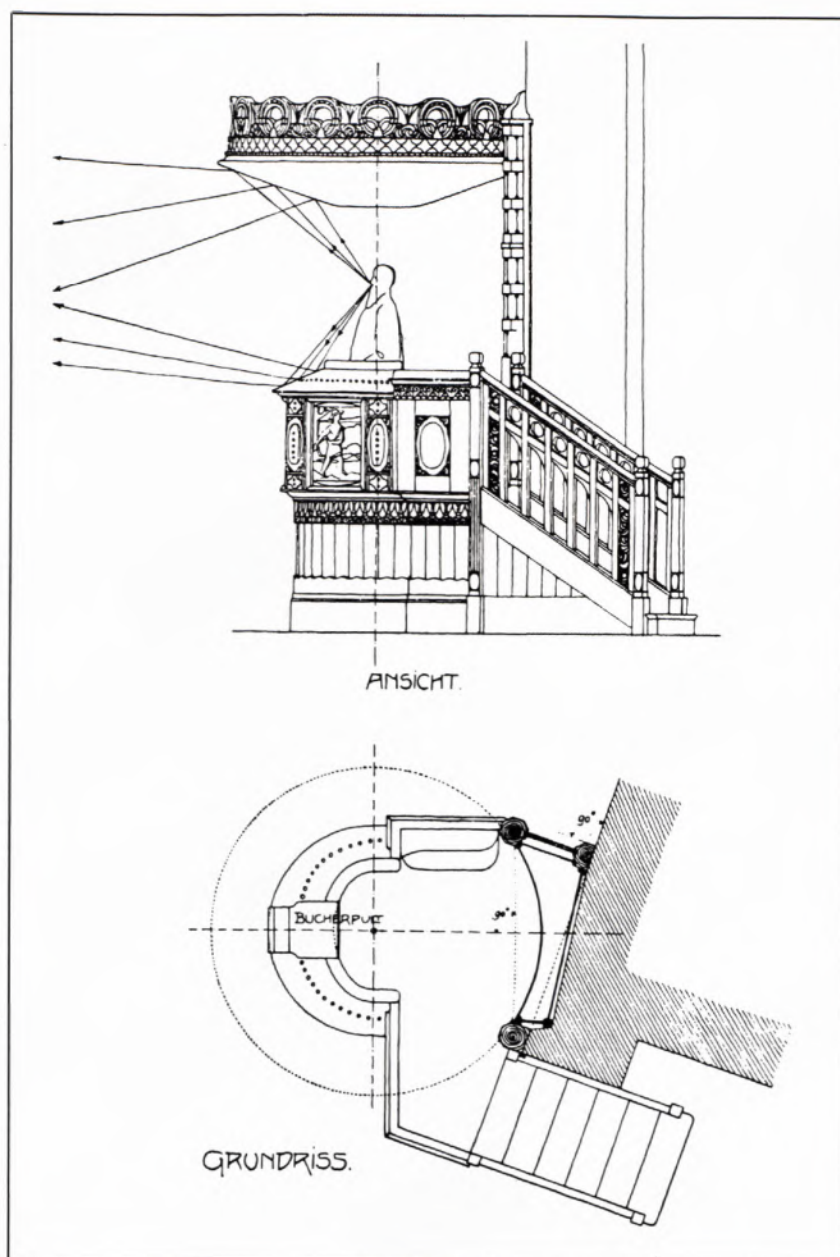
Eine umfangreiche Diskussion, welche nach 1900 über die liturgische Aufgabe der protestantischen Kirchen geführt wurde, entzündete sich an der Frage nach dem angemessenen Standort für Kanzel und Orgel, die zu einem der Hauptpunkte des Kirchenbautags 1906 in Dresden wurde.

Eine Reformbewegung verfocht eine neue, bewußt protestantische Lösung: die Hervorhebung der Orgel – die ja nicht zuletzt im Wechselgesang eine vornehme liturgische Aufgabe zu erfüllen hat – „im Angesicht der Gemeinde“ und mit ihr eine neue Betonung der Kirchenmusik, ohne daß damit die Kanzel in ein Abseits geraten sollte bzw., sofern sie in der Kirchenachse bleiben konnte, von der Orgel entwertet werden dürfte.

David Koch, einer der Neuerer, Herausgeber des Christlichen Kunstblatts, kleidete seine Hoffnungen auf den Kirchenbautag in folgende kämpferischen Worte: „Wir glauben doch, daß . . . eine Zeit kommen wird, wo wir uns berechtigt und verpflichtet halten werden, daß wir – wenn geistlose Kopien katholischer Kirchengrundrisse von evangelischen Pfarrern immer noch gebaut oder angenommen werden sollten – diese Herren Kollegen an ihre protestantischen Pflichten dann erinnern müssen.“

Wengleich der Kirchenbautag in der Frage der Orgelstellung keine klaren Zeichen setzte – das Selbstbestimmungsrecht der Landeskirchen ließ sich nicht erschüttern –, so trug er doch dazu bei, daß die neuen Gedanken ernsthaft diskutiert wurden.

7 DER ENTWURF DER KANZEL von Heinrich Dolmetsch verdeutlicht die Vorüberlegungen des Architekten hinsichtlich der Akustik.



Angesichts der liberalen Haltung der württembergischen Landeskirche hieß das für den Architekten einer Markuskirche, seine Vorstellungen zu den Interessen seiner Bauherren in der Art zu machen, wie David Koch dies 1907 im Christlichen Kunstblatt formulierte: „Haben wir keine zu große Angst vor Stil-Extravaganzen! Die bauenden Kirchengemeinden sind regulierende Zentnergewichte... Alle Kirchenbau-Preisrichter und alle behördlichen Instanzen sollen es sich doppelt überlegen, einen Konkurrenzentwurf abzulehnen, der nach neuer Stilbildung ringt. Es ist kein Übel, sondern eine Ehrenaufgabe und ein Denkmal, solche protestantischen Kirchen unseres Überzeugungsstiles zu bauen!“

Nur in einer solchen allgemeinen Aufbruchstimmung konnte es wohl geschehen, daß auch ein Exponent der Neugotik wie Heinrich Dolmetsch in seinem letzten Werk zum „Neuen Stil“ und zu einer neuen Disposition des Kirchengebäudes finden konnte, ohne mit sich und seiner bisherigen Arbeit in Konflikt zu kommen.

Der Innenraum der Markuskirche wirkt in seiner Grundanlage zunächst wie ein konventionelles dreischiffiges Kir-

chengebäude mit erhöhtem Chor und „Westempore“, die aber tatsächlich, da die Kirche gewestet ist, im Osten liegt.

Die zwischen Chor und Empore liegenden vierjochigen Seitenschiffe stellen sich beim genaueren Hinsehen als leicht erhöhte Anräume heraus, die auch mit ihrer quergestellten empore-ähnlichen Bestuhlung mit herkömmlichen Seitenschiffen nicht mehr viel gemeinsam haben.

Der Chor beherbergt nicht mehr den Altar, welcher – umgeben von steinernen, oval geführten Schranken – dicht vor dem Chorbogen steht, sondern die verhältnismäßig große halbhohe Sängerempore, deren Brüstung dem Altar genügend ruhige Hintergrundfläche gibt. Darüber erhebt sich der mächtige Orgelprospekt („im Angesicht der Gemeinde“), dessen steinernes Rahmenwerk weitgehend ohne Vergleich ist. Zwischen Altar und Orgel steht, württembergischer und speziell Stuttgarter Tradition entsprechend, ein lebensgroßes, in Stein gemeißeltes Kreuzifix, dessen breiter Sockel den Dirigentenplatz der Chorempore abschirmt. Der Stil dieses von Hermann Lang geschaffenen Bildwerks mit dem Titel „Gebunden in der Qual“ entsprach so sehr dem Geschmack der Zeit, daß eine Fotografie des Hauptes meh-



8 CHORANSICHT DER MARKUSKIRCHE IN STUTTGART. Im Vordergrund der Gartenpavillon des zugeordneten Pfarrhauses. Im Sockelgeschoß des Chors sind die Fenster des Konfirmandensaals erkennbar. Das in die romanisierende Blendgalerie eingeschnittene Rundfenster ist heute blind und von der Orgel verdeckt. Das flache Wandrelief ist zurückzuführen auf die Eisenbetonkonstruktion. Der nur sehr dünnwandige Turmschaft besitzt, wie in den Grundrissen (Abbildungen 5 und 6) ablesbar, nach innen gezogene Aussteifungslamellen, woran sich die Vorsicht im Umgang mit der neuen Konstruktionstechnik erkennen läßt.

ren Jahrgängen des Christlichen Kunstblatts als Titelvignette diente.

Der Taufstein steht am rechten Chorbogen vor einer Holz-nische, die als Gegengewicht zur Kanzel hoch hinaufgezogen ist. Die Kanzel selbst ist bis ins einzelne wie ein Musikinstrument geplant. Der Schalldeckel und die Brüstung sollen durch ihre Kegelstumpf-Formen den sie treffenden Schall bündeln, die hohle hölzerne Rückwand ist als Resonanzkörper konzipiert. Die Überlegungen hierzu und zur Kirchenakustik allgemein hat Dolmetsch 1907 im Christlichen Kunstblatt veröffentlicht. Auch der außermit-tige Standort für die Kanzel am linken Chorbogen ist aus akustischen Gründen günstig in der Nähe des Gestühls angeordnet. Aus gleichen Gründen ließ Dolmetsch auch weite Teile der Decken mit einem von ihm erfundenen Putz aus Korkstückchen überziehen. Der Erfolg gab ihm recht: Schon im ersten Artikel über die fertiggestellte Markus-kirche lobt ihr erster Pfarrer Gerok hauptsächlich die Aku-stik. Sie sei „von einer solchen Vorzüglichkeit, daß man sie sich gar nicht besser wünschen könnte“. Wenig später berichtet er auch über die positiven Erfahrungen und den guten Erfolg bei der Einführung von Bachkantaten im Got-tesdienst, was offenbar noch nicht üblich war.

Wie dies in der Jugendstil-Zeit öfters der Fall war, wurde auch auf die Ausführung des liturgischen Geräts großer Wert gelegt. So wurde für den Altar ein kostbares Antependium aus graviertem und zum Teil vergoldetem Leder mit Perlmutter-Einlagen geschaffen, das einem Kunstgewerbe-museum alle Ehre machen würde. Zugehörig sind weitere kleine Lederparamente für die Altarschranken. Gleichermä-ßen wertvoll ist auch das Bibelpult aus Holz mit Einlege-arbeiten.

Die Technik

Neu war die Verwendung des Eisenbetons für die weit ge-spannte Tragkonstruktion des Gebäudes und das Gerüst des Turms. Eisenbeton war in Deutschland zuvor fast nur für Unterkonstruktionen benutzt worden. Nach der Münchner Rupertus-Kirche (1900), die französische Vorbilder besitzt, wurde Eisenbeton erst durch Theodor Fischer in dessen Ulmer Garnisonskirche und zeitgleich in der Markuskirche wieder aufgegriffen, hier offenbar aus Sparsamkeitsgründen, da ein erstes Projekt Dolmetschs zu kostspielig gewesen war. Die Not förderte auch hier den Erfindergeist. Der Zeit entsprechend ist der Beton nirgends sichtbar verarbeitet worden; erst in den zwanziger Jahren vollzog sich der Schritt zum Sichtbeton.

Zum Stil

Das stilistische Kleid der Markuskirche ist nur sehr bedingt demjenigen Jugendstil vergleichbar, der mit dekorativem, frei geschwungenem dynamischen Linienspiel, mit feingliedrigen geometrischen Mustern und mit einer Architek-tur gleichzusetzen ist, die untektionisch Tragen und Lasten nicht mehr in Form umsetzt, sondern zu überspielen sucht. Auf diesen ohnehin mehr in den dekorativen Künsten ver-breiteten Stil hat sich Dolmetsch nicht eingelassen. Sein Kircheninneres ist symmetrisch aufgebaut; das korbbogige Tonnengewölbe mit Kassetten wird durch Gurtbögen auf Pilastern gegliedert, die im Grunde konventionell, lediglich nicht unmittelbar historisierend dekoriert sind. Auch das gotisierende Chorgewölbe ist nur noch freie Paraphrase historischer Vorbilder wie auch die gedrungenen, an roma-nische Säulen erinnernden Rundstützen der Arkaden; in ihrer Zusammensetzung ergeben diese Einzelheiten ein

neues, bisher nicht dagewesenes Stilgebilde. Die ausge-prägte, nun wiederhergestellte, stark differenzierte Farb-gebung rundet dieses als modern empfundene und auf Prachtentfaltung angelegte Gesamtbild ab.

Daß eine Prachtentfaltung in dieser Zeit nicht überall ange-strebt wurde, belegt eine weitere, fast zeitgleiche Stuttgarter Kirche. Theodor Fischers ebenfalls im „Neuen Stil“ gebaute Erlöserkirche an der Birkenwaldstraße (1908–10) wurde entsprechend ihrem starken Landschaftsbezug bewußt zu-rückhaltender in einer ländlichen Bauart errichtet und sollte als Modellkirche für andere Neubauten im ländlichen Bereich gelten. Theodor Fischer löste diese Aufgabe durch bevorzugte Verwendung von Naturstein und durch eine freie Paraphrasierung romanischer Architekturelemente.

Eher vergleichbar mit der Grunddisposition der Markus-kirche ist die wenig später (1911–13) errichtete Gaisburger Kirche des jüngeren Architektenkollegen Martin Elsässer. Er wählte eine bewährte klassische Grundform: eine lang-gestreckte, in einen rechtwinkligen Rahmen eingestellte, klassizistisch anmutende Rotunde auf hohen Stützen, zwis-chen die nach herkömmlicher Art Emporen eingehängt wurden. Der Dekor der Einrichtung aber und die Unterbrin-gung zumindest der Orgel (nicht der Musikempore) „im Angesicht der Gemeinde“ entspricht der Sprache des „Neuen Stils“.

Im Vergleich zu diesen beiden ebenfalls bekenntnishaften, nicht rezepthaften, Beispielen in Stuttgart, die in ihrer anderswo kaum so prägnant anzutreffenden Konstellation die Variationsbreite des „Neuen Stils“ und die liberale Ein-stellung der kirchlichen Baubehörde hierzulande widerspie-geln, wirkt die Markuskirche um eine ganze Stufe mehr als „Denkmalkirche“, mit der der Protestantismus eine allge-meingültige Formel für den Kirchenbau schaffen wollte. Pfarrer Geroks Überzeugung, „daß in diesem Kirchenbau das erprobte Alte mit dem zeitgemäßen Neuen glücklich verbunden und die Frage des evangelischen Kirchenbaus ihrer Lösung um einen guten Schritt nähergebracht ist“, wurde von der Zeit nicht überholt.

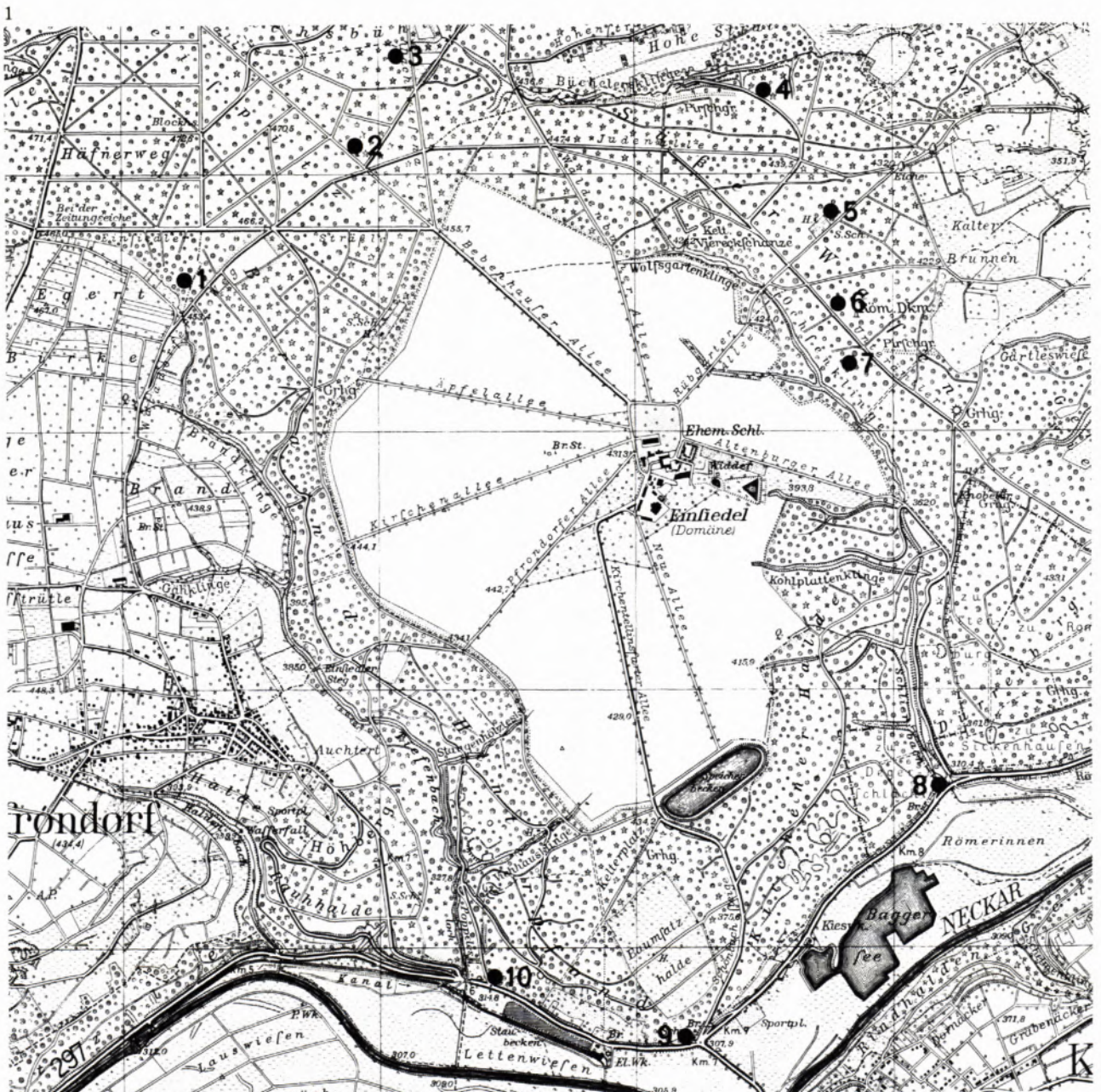
*Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalspflege
Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1*

Inge Schöck: „Schlüsselsteine“ des Stifts St. Peter zum Einsiedel

Ein Ertrag volkskundlicher Inventarisaton

Im Zuge der volkskundlichen Inventarisaton von Kulturdenkmälern, die – mit Unterbrechung – im Kreis Tübingen seit Oktober 1976 läuft, sind bis jetzt insgesamt zehn der Grenzsteine erfaßt worden, die den Bereich des früheren Stiftes St. Peter zum Einsiedel im Schönbuch umgrenzen und auch heute noch in der Landschaft erkennen lassen (siehe Abbildung 1). Das Bruderhaus St. Peter wurde 1492

von Graf Eberhard im Bart gegründet; von der Anlage und Ausstattung her war dieser Stiftung eine besondere Bedeutung zugeordnet. Die Steine tragen als Zeichen des Bruderhauses St. Peter ein gekreuztes Schlüsselpaar, das sich stets auf der dem Einsiedel zugewandten Seite befindet. Alle Steine, auch die neu gefundenen, haben unabhängig von ihrer Größe eine sich nach oben verjüngende Form.



Sechs der sogenannten Schlüsselsteine wurden erst kürzlich von Siegwalt Schiek vorgestellt in der vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg herausgegebenen Reihe „Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Kleine Führer“ Blatt 37. Drei der zehn Steine (Steine Nr. 1–3) stehen auf der Markung Pfrondorf (Stadt Tübingen), nordwestlich von Einsiedel; vier (Steine Nr. 4–7) befinden sich auf Markung Rübgarten (Gemeinde Pliezhausen, Kreis Reutlingen), nordöstlich des ehemaligen Stifts St. Peter; die restlichen drei (Steine Nr. 8–10) folgen auf Kirchentellinsfurter Markung (Kreis Tübingen).

Zwei der zuletzt genannten Steine (Nr. 8 und 10) markieren wichtige Eckpunkte des Grenzverlaufs im Süden von Einsiedel: Der eine (Stein Nr. 8, Abbildungen 3 und 4) steht am Unterlauf des Schlierbachs, eines kleinen Neckarzuflusses, unweit der Bundesstraße 297; sein besonderes Kennzeichen ist die mit gotischen Ziffern eingehauene Jahreszahl 1443. Der andere (Stein Nr. 10) findet sich knapp 2,5 km neckarwärts im Gewann Poppelesloch, auf der Hangseite eines Wegs in das Tiefenbachtal, das in der nachfolgend zitierten Beschreibung als „graben“ auftaucht. Aufgrund dieser

Funde läßt sich auch deutlicher als bisher im Gelände jene Beschreibung nachvollziehen, die Gabriel Biel, der erste Probst von Einsiedel, wiedergegeben hat. In den von ihm zusammengefaßten und im März 1493 gedruckt herausgegebenen Gründungsdokumenten zur Stiftung des Bruderhauses wird die Gebietsgrenze wie folgt ausgewiesen (die Schreibweise ist aus drucktechnischen Gründen geringfügig modernisiert worden):

„Und vahet solicher zirckel an, under dem undern wyer in schlierbachs graben den graben ab und ab, bis unden an das hörnlin, und von dem hörnlin den marckstain nach bis in pleppellers loch und den selben graben uff unnd uff bis oben in die mayen dickin an den marckstain von dem selben stain in den tachßs Bühel, unnd da dannen in den graben ob der hohen strüt, den selben graben ab und ab, bis in den marckstain, unnd da dannen über den hanwang under der byburg hin über bis unnden in des mayers wiß, bis wieder an den schlierbach.“

Nach dieser Beschreibung orientierte sich die Grenze in Teilabschnitten an natürlichen Grenzlinien, so daß es

◀ 1 DIE STANDORTE der bis jetzt nachgewiesenen Grenzsteine des ehemaligen Stifts St. Peter. Der Stein Nr. 6 ist in den geschichtlichen Lehrpfad beim Einsiedel einbezogen. Er ist wie die Steine Nr. 1, 5 und 7 in die Topographische Karte 1:25 000 eingezeichnet. Die Standorte der Steine Nr. 2 bis 4 und 9 sind der Verfasserin von Herrn Wilhelm Nerz, Pfrondorf, einem kenntnisreichen und findigen Gewährsmann, genannt worden. Die Steine Nr. 8 und 10 sind „Eigenfunde“. Ausschnitt aus Blatt Nr. 7420 der TK 1:25 000 mit Genehmigung des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg Nr. LV 5065/2374.



2 GRENZSTEIN NR. 4, bei der Büchlersklinge. Der Stein lag um; die Fundstelle ist mit ziemlicher Sicherheit identisch mit dem früheren Standort.



3 und 4 GRENZSTEIN NR. 8 mit der Jahreszahl 1443. Die Schlüsselgriffe haben wie bei den Steinen Nr. 5 und 6 eine wulstartige Verbindung. Der Stein ist von beachtlicher Größe: Höhe 88 cm, Breite 35 cm, Tiefe 22 cm über dem Sockel gemessen; Gesamthöhe 145 cm.

durchaus möglich ist, daß die bis jetzt gefundenen Schlüsselsteine auch die Mehrzahl der überhaupt vorhandenen Grenzsteine der Gemarkung des Stiftes Einsiedel darstellen.

Ob mit der Formulierung „von dem hörnlin den marckstainen nach bis in pleppellers loch“ bereits vorhandene Grenzsteine gemeint sind, läßt sich nicht entscheiden. Der Grenzstein mit der Jahreszahl 1443 legt eine solche Vermutung allerdings nahe. Von der Größe und der Bearbeitung her möchte man diesem Stein eine besondere Bedeutung zuschreiben. Ob ein Zusammenhang mit der Teilung Württembergs im Jahre 1442 besteht, ob die Jahreszahl 1443 auf ein Ereignis in der Geschichte des Reichsforstes Schönbuch Bezug nimmt oder ob der Stein von einem sonstigen Vorgang zeugt, könnte – wenn überhaupt – erst nach eingehendem Quellenstudium entschieden werden. Da dieser Stein höchstwahrscheinlich bereits 50 Jahre vor der Gründung des Stiftes Einsiedel gesetzt wurde, müssen die St.-Peter-Schlüssel nachträglich aus dem Stein herausgearbeitet worden sein, was aufgrund der Maße durchaus möglich ist.

Betrachtet man die von Georg Gadner 1592 angefertigte Karte des Schönbuchs, in die eine versteinerte Schönbuchgrenze des Tübinger Forstes eingezeichnet ist, dann fällt auf, daß sie sich in ihrem südlichen Verlauf zwischen Tiefenbach (hier: „Boppolensloch“) und Schlierbach an die hundert Jahre zuvor bei der Gründung des Stiftes Einsiedel aufgewiesene Grenzlinie hält. Besonders auffallend ist, daß der heutige Befund mit den von Gadner eingezeichneten drei Marksteinen in diesem Grenzabschnitt übereinstimmt, und

das sowohl der Zahl als auch dem Standort nach. Während der Grenzverlauf unstreitig exakt wiedergegeben ist, deckt sich der von Gadner für dieses Gebiet eingetragene Flurname „Dierrenberg“ nicht (mehr) mit der heutigen Gebietsbezeichnung. Erwähnenswert ist auch, daß die drei Schlüsselsteine entlang der B 297 noch heute Grenzfunktion haben.

Bei der Wiederaufrichtung des mit 1443 datierten Steines am Schlierbach durch das Vermessungsamt Tübingen konnten Teile eines Ziegelplättchens geborgen werden, bei denen es sich von der Lage und der Art her sehr wahrscheinlich um Markstein-Zeugen handelt. Die Stücke lassen sich an zwei alten Bruchstellen zu einem Rechteck zusammenfügen.

*Dr. Inge Schöck
LDA · Landesstelle für Volkskunde
Alexanderstraße 9 A
7000 Stuttgart 1*

Horst Wengerter: Ochsenblut – eine Farbe?

Neue Beobachtungen zur Farbigkeit alter Fachwerkbauten

Der Denkmalpfleger wird bei seinen Entscheidungen immer wieder gezwungen, von festen „Man nehme“-Formeln abzusehen und am Gebäude selbst eine Antwort auf seine Fragen zu suchen. Er ist zur ständigen Kritik gegenüber seinem Vorwissen aufgerufen, welches tatsächlich immer nur ein Teilwissen ist. In seinem Interesse an klaren Befunden wird er von Restauratoren unterstützt, die mit den Kirchen- und Kunstmalern von einst nicht mehr viel gemeinsam haben. Mit kriminalistischem Spürsinn, archäologischen Methoden und mit Laboruntersuchungen halten sie nach Originalbefunden Ausschau und analysieren sie. So war es in den letzten Jahren möglich, eine ganze Reihe von Fachwerkhäusern Nordwürttembergs auf ihre meist nur noch bruchstückhaft erhaltenen Originalfarben hin zu untersuchen und entsprechend zu restaurieren. Restaurator Horst Wengerter, der durch seine Lust am Finden mittlerweile zu einem Untersuchungs-Fachmann geworden ist, berichtet hier von seinen interessantesten Ergebnissen.

Farben und Anstriche an Außenfassaden sind voll der Verwitterung und damit der Zerstörung ausgesetzt. Das ist wohl der Grund, warum auch Fachleute so wenig Kenntnis nicht nur von farbigen Außenfassungen haben, sondern auch überlieferte Begriffe falsch interpretieren oder sogar eine falsche Nutzenanwendung in der Praxis ableiten. Die Bezeichnung des roten Anstriches auf einem Fachwerk als „Ochsenblut“ gehört zu diesen bis jetzt unausrottbaren Mißverständnissen. Selbst Manfred Koller ist in seinem Beitrag „Architektur und Farbe“ von der Verwendung des Blutwassers einschließlich der roten Blutkörperchen als Farbstoff ausgegangen. Trotz zunehmender Restaurierungspraxis wartet man heute immer noch vergeblich auf einen echten „Ochsenblut“-Befund als Farbe auf mittelalterlichen oder jüngeren Fachwerken. Höchste Zeit ist es also, Fachwerkfassaden gründlich nach originalen Befunden zu untersuchen und endlich die Ergebnisse in Technik und Zeit sachgemäß einzuordnen.

Einige Fachwerkhäuser im mittleren Neckarraum, die ich in den letzten Jahren auf ihre Fassung untersuchen konnte, brachten sichere Ergebnisse, die in der Dekorationauffassung früherer Jahrhunderte vielleicht typisch für ihre Landschaft sind, in der Dekorationstechnik aber für ein größeres Gebiet als Beispiele gelten können.

Anlässlich von Renovierungen sind unter anderen untersucht worden:

Rathaus in Besigheim, gebaut um 1459 mit „alemannischem“ Fachwerk (Abbildung 1). Rote Balkenfassung, bis etwa 5 cm in die Gefache hinein verlaufend, mit schwarzen Schattierungen zum weißen Gefach (Abbildungen 2 und 3). Im Inneren Balkenfassung mit Ocker, Schattierungen der Lichtkanten mit Mennige (Abbildung 5). Untersuchungsbericht an das Landesdenkmalamt vom 10. 9. 1976.

Haus Kupfergasse 1 in Esslingen mit „alemannischem“ Fachwerk. Balkenfassungen mit Schattierungen innen und außen wie beim Rathaus Besigheim. Auf der Nordfassade, erstes Obergeschoß, Reste hingemalter Brust- und Sturzriegel auf verputzter Bohlenwand (Abbildung 7). Untersuchungsbericht an das Landesdenkmalamt.

Schafhof Kornwestheim (1473) mit „alemannischem“ Fachwerk. Im Inneren Ockerfassung mit Bandelierungen; Reste eines Andreaskreuzes, ohne Balkenuntergrund in dekorativer Weise in die

Fachwerkfassung integriert (Abbildung 8. Siehe auch Abbildung 9). Bericht in Vorbereitung.

Haus Pfarrgasse 10 in Besigheim (1503) mit „alemannischem“ Fachwerk. Die verputzten Flechtwerkgefache waren weiß gekalkt. Ältester feststellbarer Anstrich auf den Balken war ein gelbstichiger mittlerer Branton. Vermutlich ist die originale Fassung verlorengegangen.

„Wengerter“-Haus in Hessigheim, Besigheimer Straße 17. Dieses noch nicht renovierte Haus mit „alemannischem“ Restfachwerk am Giebel zeigt unter abblätternden Kalkanstrichen eine rote Fachwerkfassung wie oben geschildert mit Schattierungen. Zusätzliche Rahmung der Gefache mit einem Ockerband. Auf den Gefachen einfache Malereien, die Tierfabeln, Weinsymbole, Ornamente usw. zeigen (Abbildung 10). Die weitgehend originale Giebelfassade nach Norden steht kurz vor dem Verfall.

Hormoldhaus Bietigheim, neben dem Rathaus. Im Inneren Balkenfassungen aller Art einschließlich verschiedener Ausmalungen der Gefache.

Haus Marktplatz 5 in Esslingen mit „fränkischem“ Zierfachwerk. Hier wurde nur ein etwa 15 cm langer und etwa 3 cm breiter roter Balkenfassungsrest gefunden, der sich durch die alkalische Bindung auf einem mit Kalkputz ausgefüllten Balkenriß erhalten hat. Die originale Fassung dieses Hauses ist deshalb verlorengegangen, weil die erste Kalkgrundierung flächig auch über das Fachwerk gestrichen worden war. Kurzbericht an das Landesdenkmalamt vom 4. 5. 1977.

Haus Kiemeyer am Marktplatz in Esslingen mit „fränkischem“ Zierfachwerk. Die Fassung wurde nach Befund rekonstruiert (Titelbild und Abbildung 6).

Palm'sche Apotheke in Schorndorf (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts) mit „fränkischem“ Zierfachwerk. Hier wurde eine graue Fassung auf dem Fachwerk gefunden. Die Gefache waren zur Zeit des Ausbaus und der Auslagerung der Fassadenteile abgängig.

Großkornburg bei Schwäbisch Hall, Vikarienbau, erstes Obergeschoß. Zimmer- und Gangwände in „fränkischem“ Fachwerk. Zerstörung der Balkenfassungen durch Renovierung in den sechziger Jahren (Abbildung 11). Kleinstreste als Makrobeweise sind auf dem Holz zahlreich vorhanden. Balkenfarbe Rot und Ocker mit schwarzen Schattierungen und weißer Gefachfarbe.

Balkendecke in der evangelischen Pfarrkirche Plattenhardt. Graue Balkenfassung der Renaissance.

Großkornburg bei Schwäbisch Hall, hinterer Vikarienbau, Balkendecke in der Hausmeisterwohnung. Über einer geschnitzten Bal-

1 DAS RATHAUS IN BESIGHEIM, Kreis Ludwigsburg, das 1459 mit „alemanischem“ Fachwerk erbaut wurde, nach der Restaurierung. Im Vordergrund der Marktbrunnen mit dem Standbild eines Markgrafen von Baden.



1

2



12

3



kendecke von 1452 (Untersuchungsbericht vom 20. 8. 1974 an das Staatliche Hochbauamt Heilbronn, Außenstelle Schwäbisch Hall, und das Landesdenkmalamt) ist die ältere originale Balkendecke erhalten, mit einer farbigen Abfassung wie beim Rathaus Besigheim beschrieben.

Um überhaupt eine jahrhundertalte Fassung auf dem Holz eines Fachwerks finden zu können, bedarf es oft einer fast kriminalistischen Kleinarbeit, was nicht unbedingt den schädigenden Verwitterungseinflüssen zuzuschreiben ist. Schuld am Abgang der Fachwerkfassungen waren zumeist die technisch unzulänglichen Anstrich- und Dekorationsmethoden und die Auswechslung der Putz-Flechtwerk-Gefache gegen verputzte Bruchsteinfüllungen. So zeigte das Fachwerkhaus Marktplatz 5 in Esslingen lediglich ein etwa 15 cm langes, etwa 3 cm breites Befundstück mit roter Eisenoxyd-Erdfarbe, welches sich nur deshalb erhalten hat, weil der Maler einen breiten offenen Riß im Balken vor dem Farbauftrag mit Kalkputz versehen hat. Das mehrfach später überstrichene Stück konnte nur durch Zufall und Geduld entdeckt werden.

Das Fehlen auch kleinster sonstiger farbiger Befunde an diesem Fachwerk ist auf einen technischen Fehler beim Anstrich zurückzuführen, denn der Kalkanstrich der Gefache war vollständig auch über das Fachwerk gezogen. Die Bewegungen des Holzes durch Witterungseinflüsse stießen im Verlauf der Zeit die spröden Kalkschichten ab, bis auf den erhaltenen Befund. Den Rest besorgten die nachfolgenden Renovierungen.

Technisch besser ausgeführte Fassadenfassungen hinterlassen auch meist besser erhaltene Befunde. So an der Fassade des Rathauses in Besigheim (Abbildung 1). Dort konnten übereinander zwei, sich in der Ausführung genau gleichende Dekorationen festgestellt werden. Die erstere dürfte nach 1459, nach der Fertigstellung des „Kaufhauses“, aufgetragen worden sein, die zweite Fassung wohl bei der gründlichen Renovierung des Rathauses: Mit der Ausmalung im Inneren, die die Jahreszahl 1571 zeigt, verbunden waren vermutlich auch Umbauten und das Auswechseln von Flechtwerkgefachen durch Bruchsteinfüllungen, deren Putze dann nach Vorbild der ersten Fassung wieder bemalt wurden. Diese zweite Fassung bestand, nach den Befunden zu urteilen, bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Das „alemannische“ Fachwerk war mit roten Eisenoxyd-Erdfarben gefaßt. Die Pigmentfunde wurden jetzt

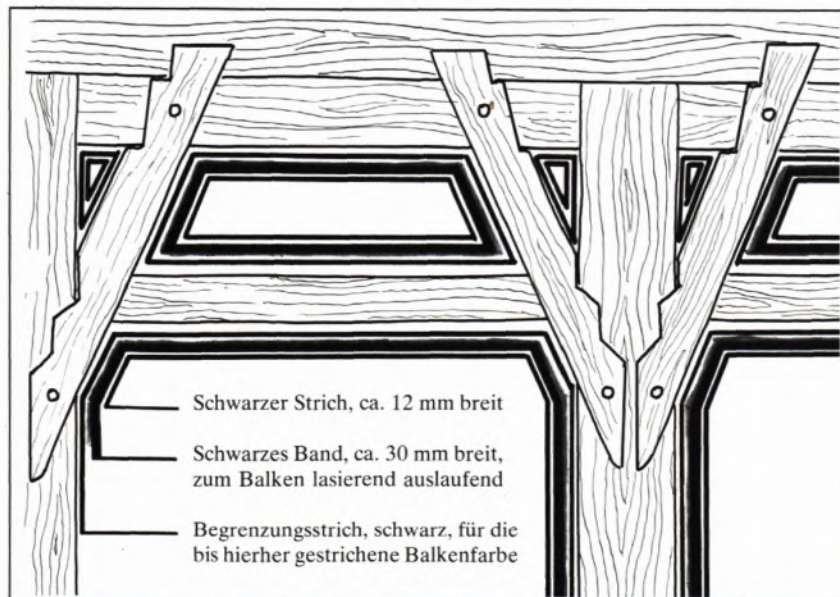


5 DECKENBRETTER AUS DEM RATHAUS BESIGHEIM. Gefundene Teile der auf Deckenbalken aufliegenden Bretter mit aufgemalten Licht- und Schattenkanten. Am Ende einer Deckenkassette eine gemalte Kappe, die eine Wölbung vortäuschen sollte.

jeweils mittels mikroskopischer Beobachtung und wo notwendig durch Tüpfelanalysen untersucht. Die rote Farbe lief beiderseits des Balkens etwa 3 cm bis 5 cm in die Putzfläche und war mit linealartigen Hilfen gerade begrenzt (Abbildungen 2 bis 4).

Diese Maßnahme war begründet: Krumm verlaufende Balken wurden dadurch begradigt, und der optische Eindruck des Fachwerks wurde verstärkt (vgl. Abbildung 9). Die reine Fachwerkkonstruktion wurde überspielt, das Fachwerk zum flächigen Ornament erhoben (vgl. auch Abbildung 6). Die Auffassung über die ornamentale Ausrichtung des Fachwerks wurde so weit getrieben, daß dort, wo es aus konstruktiven Gründen fehlte, bewußt „Balken“ hingemalt wurden. So zum Beispiel auch am „alemannischen“ Fachwerk des Hauses Kupfergasse 1 in Esslingen (Abbildung 7). Dort waren die Fassadenseiten der Bohlenzimmer mit einem Kalk-Lehm-Stroh-Gemisch verputzt und gekalkt.

4



2 ERHALTENE SCHATTIERUNG mit Balkenfarbe an einem Gefach des Rathauses Besigheim.

3 REKONSTRUIERTE FACHWERKFASSUNG von 1976 am Rathaus Besigheim.

4 SCHEMASKIZZE der Fachwerkfassung mit Schattierungen.



6 HAUS KIELMEYER IN ESSLINGEN. Wiedererstellte Fassung des „fränkischen“ Fachwerks (zur Farbe vgl. das Titelbild).

Die fehlenden Sturz- und Brustriegel sind wie mit dem Lineal gezogen exakt hingemalt worden.

Die wichtige Funktion der Fachwerkbemalungen im ausgehenden Mittelalter wird deutlich, wenn diese vollkommen von den konstruktiven Fachwerkformen des Objektes gelöst sogar fremde (oder weiterentwickelte) Formen zugunsten der dekorativen Aussage zeigen. So trug eine Wand im Obergeschoß des Schafhofes in Kornwestheim zwischen Kopf- und Brustriegel des „alemannischen“ Fachwerks ein gemaltes Andreaskreuz, vollkommen in die Balkenfassung integriert, ohne konstruktiven Untergrund (Abbildung 8).

Die Begrenzung der Balkenfassung zum Gefach wurde an den Außenfassaden mit schwarzen Strichen und Bändern vollzogen, die so ausgebildet waren, daß man sich ein schattiertes Profil vorstellen konnte (vgl. Abbildungen 2 bis 4 und 6); die Schattierungsecken wiesen oft eine gekrümmte Gehrungslinie auf. Diese Profilierung kehrt an allen untersuchten Fachwerken wieder, lediglich in den Innenräumen ist eine Bereicherung durch Ausbildung von Lichtkanten mit Mennige und von Schattenkanten mit Schwarz anzutreffen (vgl. Abbildung 5), allerdings immer in Verbindung mit einer hellockerfarbenen oder grauen Balkenfassung.

Die Gefache hatten an allen untersuchten Fachwerken einen einfachen weißen Kalkanstrich, ohne Zugabe von Farbpigmenten. Die leichten Färbungen der Schlemmen sind auf organische Beigaben für die bessere Wetterbeständigkeit des Kalkes zurückzuführen. Je nach Zusatz und Stärke der Verseifungsschicht sind gelbliche bis graue Farbeindrücke vorhanden, die ursprünglich unbeabsichtigt waren. Die Dekoration war natürlich nur auf glattgezo-

genen Gefachputzen möglich, deren Oberflächen auf balkengleichem Niveau lagen. Kissenputze kamen erst mit der Bruchsteinfüllung der dafür zu wenig tiefen Gefache auf (Ausbesserungen, Fachwerkbau des Barock).

Beim Betrachten der Untersuchungsergebnisse fallen die übereinstimmenden Dekorationsmethoden an allen Objekten auf, die vorerst ungefähr in die Zeit von 1450 bis 1650 eingeordnet werden können. Alle zeigen auf den Fassaden die roten Balkenfarben (vgl. Titelbild), die mittels Mikroskop und Analysen als rote anorganische Erdfarben erkannt werden konnten. Aber woher kommt die weit verbreitete Bezeichnung „Ochsenblut“ für rote Fachwerke? Ochsenblut ist wie jedes Blut hauptsächlich aus organischen Stoffen zusammengesetzt und gerinnt an der Luft. Es kann beliebig oft gelöst und getrocknet werden, sein Farbton ist nicht lichtbeständig. Allein das weist schon darauf hin, daß Blut für Anstriche ungeeignet ist. Trotzdem hat die Verwendung von „Ochsenblut“ auf Fachwerkfassaden Tradition, wenn auch in ganz anderer Zusammensetzung.

Nehmen wir ein altes Malerlehrbuch zu Hilfe: Hüttmanns „Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke“ von 1842. Dort heißt es unter der Rubrik „Vom Farbeanstriche mit Blutwasser“:

„Das Blutwasser der Tiere ist der wässerige durchsichtige Theil des Blutes, der sich vom Blutkuchen absondert. Diese Flüssigkeit nun, welche man in den Schlachthäusern oder bei den Fleischern bekommt, wird zum Anmachen der Farbe auf ähnliche Weise, wie die geronnene Milch, benutzt. Man muß das Blut der geschlachteten Thiere in ganz reinen Gefäßen auffangen und diese an einen kühlen Ort stellen. Nach Verlauf von 4 oder 5 Stunden hat sich das Blutwasser vom Blutkuchen getrennt, und wenn man es vorsichtig abgießt, so kann man es sehr rein und fast farblos erhalten. Sollte

es einige fremdartige Körper enthalten, so müßte man es durch ein Sieb schlagen. Die Farbe wird auf folgende Weise bereitet: 8 Pfund ungelöschter pulverisirter und durch's Sieb geschlagener Kalk nebst 2 Pfund pulverisirter Farbe, welche dem Kalke die gewünschte Färbung giebt, werden mit 6–7 Berliner Quart Blutwasser angemacht. Man kann das Verhältniß des Kalkes vermehren; aber das Gewicht der pulverisirten Farben darf niemals mehr betragen, als den vierten Theil vom Gewichte des Kalkes. Man kann sich das Pulverisiren des Kalkes ersparen, sobald man den Kalk mit so wenig, wie möglich, Wasser frisch löscht und ihn dann durch ein seidenes Sieb schlägt.

Die Dauerhaftigkeit dieser Farbe hängt von dem Zustande des Blutwassers in dem Augenblicke ab, wo man dasselbe zum Anmachen der Farbe benutzt. Es geht so rasch in Fäulniß über, daß man es denselben Tag noch, wo man die Farbe damit angemacht hat, zum Anstriche verwenden muß. Man thut deshalb wohl, nicht mehr Farbe anzumachen, als man in 4 oder 5 Stunden consumiren kann; denn sobald der faulige Geruch sich kund giebt, ist es auch schon so weit verdorben, daß der Anstrich, den man damit ausführt, bald wieder in Gestalt von Schuppen oder von Staub abfällt.“ „Mit dieser Farbe giebt man zwei oder drei Anstriche, und sie wird, nachdem sie getrocknet ist, weder von Reibung, noch vom Abwaschen mit Wasser angegriffen.“

Das sogenannte Ochsenblut hatte also keine färbende Aufgabe. Nur das gelblich farblose Blutplasma wurde mit Kalk aufgeschlossen und bildete nach einiger Zeit eine wetterfeste Kalkseife. Das Lehrbuch ist in einer Zeit herausgekommen, die den Übergang zwischen alter Handwerks-tradition und beginnender neuzeitlicher Technik bildete. Es ist daher anzunehmen, daß tierisches Blutwasser auch zum Sumpfkalk zugegeben wurde, der in den Jahrhunderten zuvor das Standardanstrichmittel war.

Der Bauernhof kann als Lieferquelle des Plasmas gelten, deshalb wird die Kalk-Blutwasser-Emulsion in erster Linie im ländlichen Raum als Anstrichmittel verwendet worden sein. Die vereinfachte Bezeichnung „Ochsenblut“ zur Unterscheidung von den mannigfachen anderen Kalk-Emulsionen hat sich wie eine alte Bauernregel bis heute gehalten. Die Kenntnis des Rezeptes ist jedoch in Vergessenheit geraten.

Die vielfache Verwendung der roten Balkenfassung auf Fachwerkfassaden mit identischen Schattierungen läßt nicht nur auf landschaftlich bedingte Bräuche schließen, unter Umständen hat auch die landesherrliche Gesetzgebung ihre Hand im Spiele gehabt; denn mit der roten Fachwerkfassung war das Schmuckbedürfnis der stolzen Fachwerkhausbesitzer längst nicht erschöpft. Das beweist ein typisches „Wengerter“-Haus in Hessigheim (Abbildung 10), dessen in „alemannischem“ Fachwerk ausgeführter Giebel zur roten Balkenfassung gemalte Weinsymbole, Tierfabeln und Schmuckornamente in den Gefachen zeigt. Kalkweiße Gefache liegen auch hier zwischen rot gefaßtem Fachwerk. Die rote Farbe ist etwa 3 cm bis 5 cm in die Gefache hineingestrichen, gerade begrenzt mit den schwarzen Schattierungen. Zusätzlich sind hier die Gefache mit Ockerbändern gerahmt. Auch die Symbolmalereien weisen die drei gebräuchlichen Farben Rot, Ocker und Schwarz auf.



7



8

9



7 HAUS KUPFERGASSE 1 IN ESSLINGEN. Reste des aufgemalten Sturzriegels am Bohlenzimmer im ersten Obergeschoß der Nordfassade.

8 SCHAFHOF KORNWESTHEIM. Reste des aufgemalten Andreaskreuzes zwischen Sturz- und Brustriegel in einem Innenraum des ersten Obergeschoßes.

9 Durch Farbe verbreiteter Brustriegel mit begrenzenden Schattierungen.



10 „WENGERTER“-HAUS IN HESSIGHEIM, *Besigheimer Straße 17.* „Alemannisches“ gefäßtes Fachwerk mit Malerei auf den Gefachen.

Die Balkenfarbe hat sich meist auf dem Kalkputzstreifen entlang des Fachwerks durch alkalische Bindung besser erhalten als auf dem Holz. Der bessere Erhaltungszustand der Balkenfarbe auf dem Randstreifen des Gefaches hat ganze Architektengenerationen und auch Denkmalpfleger irritiert. Auf der Korbung wurden in den sechziger Jahren Fachwerkfassungen mit Gefachmalereien restauriert (Abbildung 11). Obwohl der Befund deutlich zutage trat, wurden die Holzbalken bis auf den Randstreifen auf dem Putz holzsichtig gemacht. Ein ansonsten denkmalpflegerisch bewußter Architekt ließ in einem fertig restaurierten Zimmer die gesamte originale Farbigekeit auf der Holzoberfläche des Fachwerks sogar nachträglich entfernen.

Ein anderes Beispiel sind im sonst vorbildlich gestalteten Ladenburg die renovierten Fachwerkfassaden, die mit bunten Begleitstreifen an den Balken versehen sind, während

11 GROSSKOMBURG, *Vikarienbau, erstes Obergeschoß, Zimmer 16.* Die Fassungsfarben sind von den Balken entfernt.



die Holzfachwerke natursichtig verblieben und damit verfälschte Fassadengestaltungen zeigen. Überhaupt treten blaue und grüne Farbpigmente (selten grüne Erde) am Fachwerk nie auf. Sie sind zu teuer und kostbar gewesen. Gelbe und rote Ocker waren für große Flächen erschwinglich. Ihre Eisenoxydanteile kamen in Verbindung mit Ölen (als Emulgator) der Wetterfestigkeit zugute. Daß deshalb vorwiegend rote Ocker (höhere Eisenoxydanteile) auf den Fachwerken anzutreffen sind, ist nicht auszuschließen. Die helleren Ocker werden wohl wegen der Lichtarmut in den Innenräumen verwendet worden sein. Ausnahmen von dieser Farbigekeit bildeten einige Fachwerkbauten der Renaissance und des frühen Barock, zum Beispiel die Palm'sche Apotheke in Schorndorf.

Die Grenze für die intensive Farbigekeit auf Fassaden in früheren Jahrhunderten lag in den technischen Möglichkeiten. Der Zusatz von Kalk als Bindemittel setzte meist Pastelltöne voraus. Die Flächen der Gefache sollten wetterfest sein, also wurden sie mit emulgiertem Kalk weiß getönt. Nur dem Detail, wie Bändelierungen, Malereien und Abfassungen, gönnte man stärkere Farbtöne, die mit Ölen, Leimen, Plasma und Emulsionen mit Kalk ein speziell vorbereitetes Bindemittel erhielten.

Heute gibt es keine technischen Grenzen für die Farbgestaltung der Fachwerke. Anhand von Farbmusterbüchern erhalten unsere alten Ortskerne eine überreizende Farbigekeit. Von Nord nach Süd, von West nach Ost entsteht eine gleichmachende aufdringliche Couleur, ohne Berücksichtigung von landschaftlichen und stilistischen Besonderheiten. Es ist höchste Zeit, sich auf unsere gewachsene Kulturlandschaft zu besinnen. Zu dieser Kulturlandschaft gehört die wieder entdeckte historische Fassadenfassung am Fachwerkhaus, die ihr ein entscheidendes Gepräge gibt.

Diese vielleicht erste Zusammenstellung aus Untersuchungen verschiedener Fachwerkfassungen soll dazu anregen, in Zukunft unvoreingenommen an die Restaurierung von Fachwerken zu gehen. Auch die eigene Geschmacksrichtung sollte grundsätzlich angezweifelt werden und sich dem Ergebnis einer dokumentierten Untersuchung unterordnen.

Literatur:

Manfred Koller, *Architektur und Farbe, Probleme ihrer Geschichte, Untersuchung und Restaurierung.* Maltechnik – Restauo, internationale Zeitschrift für Farb- und Maltechniken, Restaurierungs- und Museumsfragen. München 1975, Heft 4, S. 188.

Fritz Feigl, *Tüpfelanalysen.* Frankfurt am Main 1960.

Erich Stock, *Analyse der Körperfarben.* Stuttgart 1953.

L. Hüttmann, *Neuer Schauplatz der Künste und Handwerke.* Gründlicher und kunstgemäßer Unterricht in der Cementir-, Tüncher- und Stuccaturarbeit. Neuauflage (von „Dr. Theodor Thon's Gebäudemaler und Decorateur“, Ilmenau 1826, und „Wölfer, Anweisung zur Stuccatur-, Tüncher- und Cementirarbeit“, Weimar und Ilmenau 1835) Weimar 1842.

Rayscher, *Sammlung der württembergischen Regierungsgesetze.* Band 13. Tübingen 1841, S. 237 f.

Horst Wengerter
Restaurator
Heckenweg 1
7122 Besigheim



1 BLICK AUF BIBERACH aus halber Höhe über Birkendorf. Lithographie von Eberhard Emminger, um 1865.

Barbara Lipps-Kant: Das Gebäude Bismarckring 67 in Biberach an der Riß – Bemerkungen zu einer besonderen städtebaulichen Situation

Seit es Städte gibt, gibt es auch Stadterweiterungen. Ob sich diese Entwicklung nun langsam, fast unmerklich vollzog – Klöster siedelten sich außerhalb der mittelalterlichen Städte an, Gelehrte zogen sich in die Einsamkeit der Weinberge zurück, Kapellen wurden oft auf freiem Feld errichtet, Poststationen und Gasthäuser waren häufig vor den Stadttoren gelegen – oder ob die Entwicklung in großen Schritten einherging und sich in der Gestaltung ganzer Vorstädte oder Stadtviertel manifestierte, immer war eine solche Stadterweiterung das Ergebnis einer ganz bestimmten sozialen Situation.

Besonders das Ansteigen der Bevölkerungszahl im 18. Jahrhundert führte zu einer Neuorientierung im Städtebau. Die zu jener Zeit noch mauerumschlossenen Anlagen mit ihren Türmen und Stadttoren wurden zu eng. Sie konnten die vielen Einwohner nicht mehr fassen. Man ging daran, die mittelalterlichen Wehranlagen, die der neuen Kriegsführung und Wehrtechnik ohnehin nicht mehr entsprachen, zu schleifen. Gräben wurden zugeschüttet, Wälle nivelliert, Stadttore abgebrochen oder demoliert. Ringstraßenbebauungen, großzügig geplant und ausgeführt, kontrastierten mit den engen Gassen. Rechtwinklig angelegte Stadtviertel waren Ausdruck der neuen Zeit: eine Reaktion auf das Ge-

wirr gewundener Straßen und Gassen der in Jahrhunderten gewachsenen alten Städte! Eine weitere sozialhistorisch bedeutsame Veränderung der städtebaulichen Situation geschah durch den Bau der Eisenbahnstrecken. Bahnhöfe, Lagerhäuser, Unterführungen, Brücken, aber auch neue Straßenführungen waren erforderlich.

Die ehemals freie Reichsstadt Biberach ist ein interessantes Beispiel für eine Stadterweiterung und für deren Folgen. In diesem alten, traditionsreichen Ort sind die verschiedenen Phasen der Entwicklung klar ablesbar. Das Schleifen der Stadttore, die Ringbebauung – der historischen Ummauerung folgend –, die Villen des 19. Jahrhunderts – aufgereiht an den Ausfallstraßen –, die Gesamtanlage des Bahnhofs: all dies sind typische Ausbauerscheinungen des späten 18., des 19. und des 20. Jahrhunderts.

Von der mittelalterlichen Stadtbefestigung sind heute ein Stadttor – das Ulmer oder Spitaltor, wie es vor 1810 genannt wurde, – und wenige Reste der Stadtmauer, ferner im Bereich des Gigelbergs Weißer Turm, Gigelurturm und Teile der Wehranlage erhalten. Damit kommt Biberach eine besondere Stellung zu. Im Vergleich zu anderen Städten ist hier viel von der historischen Substanz vorhanden. Jedoch würde man ein gestörtes Geschichtsverhältnis beweisen,



2 BIBERACH AUS DER VOGELSCHAU. Stich von Matthäus Merian, 1643. Das Spital- oder Ulmer Tor mit der Nummer 15 rechts im Bild.

wollte man nur das mittelalterliche Stadtbild erhalten oder gar rekonstruieren. Spätere Zeiten und ihre Veränderungen sind Entwicklungsschritte, die das Stadtbild entscheidend mitgeprägt haben – sie sind baulich ablesbare Stadtgeschichte, die es zu dokumentieren gilt. Ein Stadtbild kann mit einem Organismus verglichen werden – mit einem Baum etwa und seinen Jahresringen.

Biberach ist als Stadt, als architektonische Einheit, in verschiedenen Phasen entstanden. Datum und genauer Anlaß der Stadtgründung sind nicht bekannt. 1083 wird Biberach zum erstenmal genannt. Durch die Staufer – seit 1239 hatten staufische Beamte hier ihren Sitz – gelangte es zu Bedeutung. 1258 wird Biberach als Reichsstadt erwähnt. Die Fortifikationen dieser frühen Anlage wurden 1373 erweitert, Wassergräben, Vorwerke, Fallbrücken gebaut. 1410 kommt es zu einer Vergrößerung, zu einer Erweiterung des Mauerrings im Bereich der unteren Stadt und des Spitaltores oder Ulmer Tores. Damit ist Biberach zu der Größe angewachsen, die heute noch vor Ort durch Stadtmauerreste belegt und im Plan deutlich ablesbar ist. Außerhalb des turmbewehrten Mauerkranzes lagen vor allem die Mühlen. 1782 begann man mit dem Abbau der Befestigungsanlagen. Im Jahr 1813 waren große Teile der Stadtmauer abgetragen. 1844 wurden das Graben- oder Waldseer Tor und das Hägelter Tor abgerissen. 1870 mußte das Riedlinger oder Obere Tor weichen. 1877 wurde das Siechen- oder Ehinger Tor geschleift.

An die Stelle von Gräben und Wällen trat im 19. Jahrhundert Zug um Zug eine Ringstraße, die zwar nicht das ganze mittelalterliche Areal umschließen konnte, weil im Bereich des Gigelberges große Höhenunterschiede dies nicht zuließen, die aber in der Ebene, wo sich der größte Teil der Häuser befand, angelegt wurde. Charakteristisch für diese typischen Ringstraßen des 19. Jahrhunderts ist folgendes: Die

sich bietenden Möglichkeiten großzügiger Planung wurden genutzt, breite baumbestandene Straßen entstanden – dies alles aber in bewußter, ablesbarer Bezugnahme auf den älteren Stadtkern. Villen des Großbürgertums, in parkartigen Gärten liegend, wurden an diesen Prachtstraßen erbaut. Öffentliche Gebäude mit Repräsentations-Charakter kamen zur Ausführung.

In Biberach ist die Ringbebauung heute noch in großen Partien in ihrer typischen Form erhalten. Verwaltungstechnische Erwägungen mögen der Anlaß dazu gewesen sein, die Promenade-Straße – ehemals durchgehend so benannt – in Teilstücke zu gliedern und umzubenennen. Am Erscheinungsbild der gesamten Anlage hat sich seither wenig geändert. Lockere Bebauung wechselt mit geschlossenen Häuserzeilen, dazwischen Tankstellen, Zeichen unserer Zeit.

Das Ulmer Tor steht als letztes der Stadttore an jener Ringstraße, die ursprünglich von mehreren Toren gesäumt war. Es gehört zu den Objekten, die den Erweiterungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts standgehalten haben, und hat – trotz großer Bombenschäden – auch den letzten Krieg überdauert. Im Bereich dieser mächtigen Toranlage kam es, wohl in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, zu einer Erweiterung der Stadt. Der Bau der Eisenbahnstrecke Stuttgart–Friedrichshafen, von beiden Endstationen begonnen, erreichte 1849 Biberach; die Teilstrecke Ravensburg–Biberach wurde in Betrieb genommen. Im darauffolgenden Jahr war die Strecke Ulm–Biberach fertiggestellt. An der Stelle, an der der Verkehr aus der Innenstadt in Richtung Bahnhof herausführte, stand das Ulmer Tor. Ein Mittler zwischen alter und neuer Stadt, ein Stück Stadtgeschichte, ein Akzent am Ausgang der Altstadt! Es ist, bezieht man die im 19. Jahrhundert neu interpretierte Torsituation mit dem freien Platz, auf dem Bismarckring, Zeppelinring und Ulmer-Tor-Straße zusam-



3 STADTPLAN BIBERACHS um 1900. Anstelle von Wällen und Gräben verläuft nun eine Ringstraße.

mentreffen, mit ein, exemplarisch für eine ganz bestimmte historische Entwicklung, die weiter oben kurz skizziert worden ist.

Aus dieser städtebaulich bedeutenden Situation erwuchs als konsequente Weiterentwicklung die Planung für die Eckbebauung der Ringstraßenkreuzung. Zwei Häuser der ursprünglichen Platzbebauung, Bismarckring 67 und Zeppelinring 1, sind vor dem Tor noch erhalten. Im Maßstab den alten Bauten angepaßt und auf den Torturm bezogen, bezeugen sie die Sensibilität der Städtebauer des 19. Jahrhunderts. Ohne diese Bauten würde das Tor zu einem isolierten Fremdkörper.

Der wohl kurz vor 1850 entstandene Baukomplex Bismarckring 67, als Eckhaus über L-förmigem Grundriß errichtet, reicht mit einem Flügel in die Ulmer-Tor-Straße hinein. Die Anordnung der Fenster, die Fensterformen, die Unterteilung der Geschosse, das Mezzaningeschoß, die Dachneigung, sie weisen diesen Bau als klassizistische Architektur aus. In einigen alten Ansichten von Biberach ist das Gebäude in seiner ursprünglichen Form wiedergegeben: Eberhard Emminger hat um 1865 eine Lithographie geschaffen, die den Blick auf Biberach aus halber Höhe über Birkendorf zeigt. Bismarckring 67, in klassizistischem Habitus, ist hier vermittelnde Architektur zwischen Ulmer Tor, mittelalterlicher Stadt und aufgelockerter Randbebauung (Abbildung 1).

Auch auf der von Gerd Maier publizierten Photographie aus dem Jahr 1900 ist der klassizistische Bau mit seinen ausgewogenen Proportionen zu sehen, hier im Zusammenhang

4 ÄUSSERE ULMER-TOR-STRASSE 1900. Blick stadteinwärts auf das Ulmer Tor, vor dem sich Bismarckring von rechts, Zeppelinring von links und Ulmer-Tor-Straße kreuzen. Als Eckhaus rechts Bismarckring 67 in seiner ursprünglichen klassizistischen Form.





5

mit dem Stadttor. In dieser alten Photographie wird auch die architektonische Entsprechung der beiden dem Ulmer Tor gegenüberliegenden Eckbebauungen deutlich (Abbildung 4).

Während das Haus Zeppelinring 1 heute weitgehend das Erscheinungsbild der Entstehungszeit bewahrt hat, präsentiert sich sein Gegenüber, das Haus Bismarckring 67, in einem Jugendstildecor mit neobarocken Details. 1901/02 sind diese akzentuierenden Dekorationen am Außenbau angebracht worden. Diese Schmuckformen, die in der für den Jugendstil charakteristischen Weise Einzelelemente zu größeren Formen zusammenfassen, verleihen dem Gebäude eine andere Wirkung. Sie steigern es in seiner Bedeutung. Das Breitgelagerte des klassizistischen Baukörpers wird durch Elemente wie Eckpilaster, vertikal durchlaufende Dekorationssysteme, besondere Betonung der Mittelachsen, hervortretende Schlußsteine über den Rundbogenfenstern des Erdgeschosses, Verschleifung von erstem und zweitem Obergeschoß und Mezzaningeschoß durch vertikale plastische Gliederungen aufgehoben. Bis-

marckring 67 ist als klassizistischer Bau mit um die Jahrhundertwende angebrachtem barockisierendem Jugendstildecor als Kulturdenkmal (§ 2 Denkmalschutzgesetz) eingestuft. Ebenso wie Zeppelinring 1 liegt es im Umgebungsbereich des ins Denkmalbuch eingetragenen Ulmer Tors (§ 12 Denkmalschutzgesetz).

Beide Häuser haben eine wichtige städtebauliche Funktion und städtebaukünstlerische Relevanz. Beide Häuser müssen im Zusammenhang mit der Ringstraße, mit dem Stadttor und mit der gesamten Platzgestaltung gesehen werden. Sie sind – will man nicht einen wesentlichen Teil der Stadt zerstören – in dieser besonderen städtebaulichen Situation unersetzbar.

*Dr. Barbara Lipps-Kant
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1*

6



5 HEUTIGER ZUSTAND des Gebäudes Bismarckring 67 in Biberach. Blick von der Kreuzung vor dem Ulmer Tor.

6 RELIEF AM HAUPTPORTAL.

Stefan Kummer: Vorbericht über die Instandsetzung des Klosters Heiligkreuztal

Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte – Folgerungen für die Restaurierung

Das ehemalige Zisterzienserinnen-Kloster Heiligkreuztal bei Riedlingen ist eine der eindrucksvollsten klösterlichen Gesamtanlagen in Südwestdeutschland. Gewiß besaß das Kloster niemals die Strahlkraft und die Bedeutung wie die Zisterzienserklöster Maulbronn und Bebenhausen; auch die Baulichkeiten sind in Heiligkreuztal bescheidener und längst nicht so aufwendig wie dort. Dennoch hat sich hier eine Anlage erhalten, die in selten exemplarischer Weise den mittelalterlichen Typus der „Klosterstadt“ vertritt. Spätere Veränderungen in Renaissance und Barock schmälern diesen Eindruck keineswegs. Im Gegenteil, der Reiz von Heiligkreuztal liegt gerade in dem Umstand begründet, daß – anders als bei Bebenhausen und Maulbronn – die kontinuierliche Metamorphose des Klosters von seiner Gründung im Jahre 1227 an bis zu seiner Aufhebung am Anfang des 19. Jahrhunderts ablesbar geblieben ist. Selbst die lange Verfallzeit des Klosters von 1803 bis 1973 hat der Anlage die ursprüngliche Ausstrahlung nicht nehmen können, ja man darf sogar froh sein, daß ihr die Restaurierungsstürme des 19. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erspart geblieben sind.

Um so verantwortungsvoller ist die Aufgabe, welche die derzeitige Wiederherstellung des Klosters dem Bauherrn, dem Architekten und dem Denkmalpfleger stellt. Bekanntlich erwarb im Jahre 1973 die Stephanus-Gemeinschaft, eine katholische Bildungs- und Freundesgemeinschaft, die Klosteranlage, die seit 1803 in Staatsbesitz war. Die Baulichkeiten befanden sich im Zustand schlimmer Verwahrlosung, teilweise waren sie dem Ruin nahe. Die mutige Entscheidung der Stephanus-Gemeinschaft, das Kloster zu erwerben und wieder in stand zu setzen, hat den Untergang des Kulturdenkmals verhindert. Lediglich die Klosterkirche, die auch weiterhin in staatlichem Besitz verbleibt, befand sich in einem einwandfreien Zustand. Restaurierungen der dreißiger und der fünfziger Jahre hatten das Münster in seinem Bestand erhalten und gesichert.

Wenn in diesem ersten Vorbericht über die Instandsetzung von Heiligkreuztal den neuen baugeschichtlichen Ergebnissen ein so breiter Raum gewidmet wird, so geschieht dies nicht nur aus wissenschaftlich-kunsthistorischem Interesse, sondern um darzulegen, daß sich das Restaurierungskonzept nur aus der möglichst gründlichen Kenntnis der Baugeschichte ergeben konnte. Zunächst seien also die Ergebnisse der Bauuntersuchungen so knapp wie möglich skizziert. Selbstverständlich wird in dieser Skizze auch von den restauratorischen Maßnahmen die Rede sein. Bekannte baugeschichtliche Daten, die bereits im Kunstdenkmälerinventar für den ehemaligen Kreis Riedlingen von 1936 enthalten sind, wurden nur dann noch einmal wiederholt, wenn es für die Anschaulichkeit der Darstellung notwendig erschien.

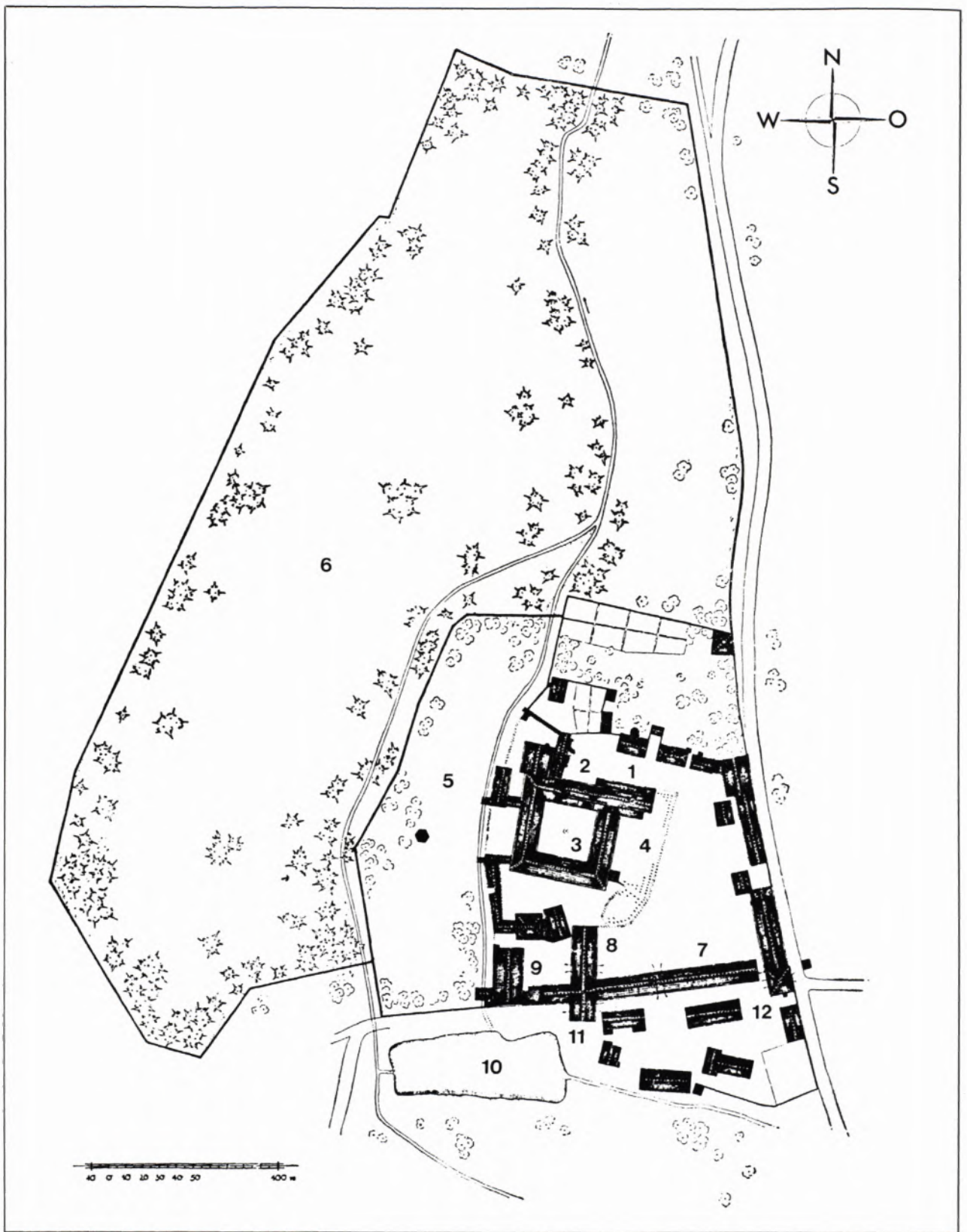
Am Schluß des Artikels wird versucht, die Folgerungen darzulegen, die Bauherrschaft, Architekten und Denkmalpfleger aus der Kenntnis der Baugeschichte für die Restaurierung gezogen haben.

Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte

Drei großen Bauperioden verdankt das Kloster in wesentlichen Zügen sein heutiges Aussehen: einer spätromanischen, einer hochgotischen und einer spätgotischen. Spätere barocke Eingriffe können nur als Zutaten angesehen werden, welche die Anlage nicht wesentlich geprägt haben.

Die erste, spätromanische Bauperiode

Zur ersten, spätromanischen Bauperiode vom Anfang des 13. Jahrhunderts (1227?) gehören in wesentlichen Teilen die sogenannte Bruderkirche im Westen der eigentlichen Klosterkirche, die äußeren Umfassungsmauern des Klausurgebäudes bis zum Ansatz des Obergeschosses und die inneren Umfassungswände am Kreuzgang bis in die Höhe der Kreuzganggewölbe. Die ursprüngliche Höhe des romanischen Klausurgebäudes läßt sich am besten an der östlichen Außenfassade des Ostflügels ablesen: Zwischen Erd- und Obergeschoß bemerkt man eine dichte Reihe kleiner romanischer Fenster, die im 13. Jahrhundert wahrscheinlich der Beleuchtung des Dormitoriums dienten. Die romanischen Öffnungen des Erdgeschosses sind seit der Spätgotik durch größere Fenster ersetzt, die Dormitoriums-fenster hingegen waren damals zugemauert worden. In der Brüstungszone der heutigen großen Obergeschoßfenster verlief in romanischer Zeit die Traufe des Klausurgebäudes. Der romanische Klosterkomplex war demnach wesentlich niedriger als der heutige Bau, obwohl auch er schon zwei Geschosse aufwies. Die romanischen Fensteröffnungen am Ostflügel wurden im Jahre 1976 wieder geöffnet; gleichartige Fenster am Süd- und Westflügel hingegen wurden vermauert belassen. Die stattlichsten Reste der spätromanischen Epoche sind ein Rundbogenportal und zwei seitlich angeordnete Fensterdoppelarkaden, die vom ehemaligen Kapitelsaal im Ostflügel zum Kreuzgang eine räumliche Verbindung herstellen. Die linke Doppelarkade, die im 18. Jahrhundert durch eine Türöffnung ersetzt worden war, ließ der um die Erhaltung und Erforschung der Klosteranlage hochverdiente Diplom-Ingenieur Max Haaf (†) bereits geraume Zeit vor der gegenwärtigen Restaurierung aufgrund eindeutiger Befunde wiederherstellen. Den Kämpfer traf Haaf in der Arkadenvermauerung an, die Säule hingegen wurde entsprechend ihrem Gegenstück an der rechten Fensterarkade ergänzt. Die Formen von Kapitell und Basis der Originalsäule lassen an eine Entstehung am Anfang des 13. Jahrhunderts denken. Auch das

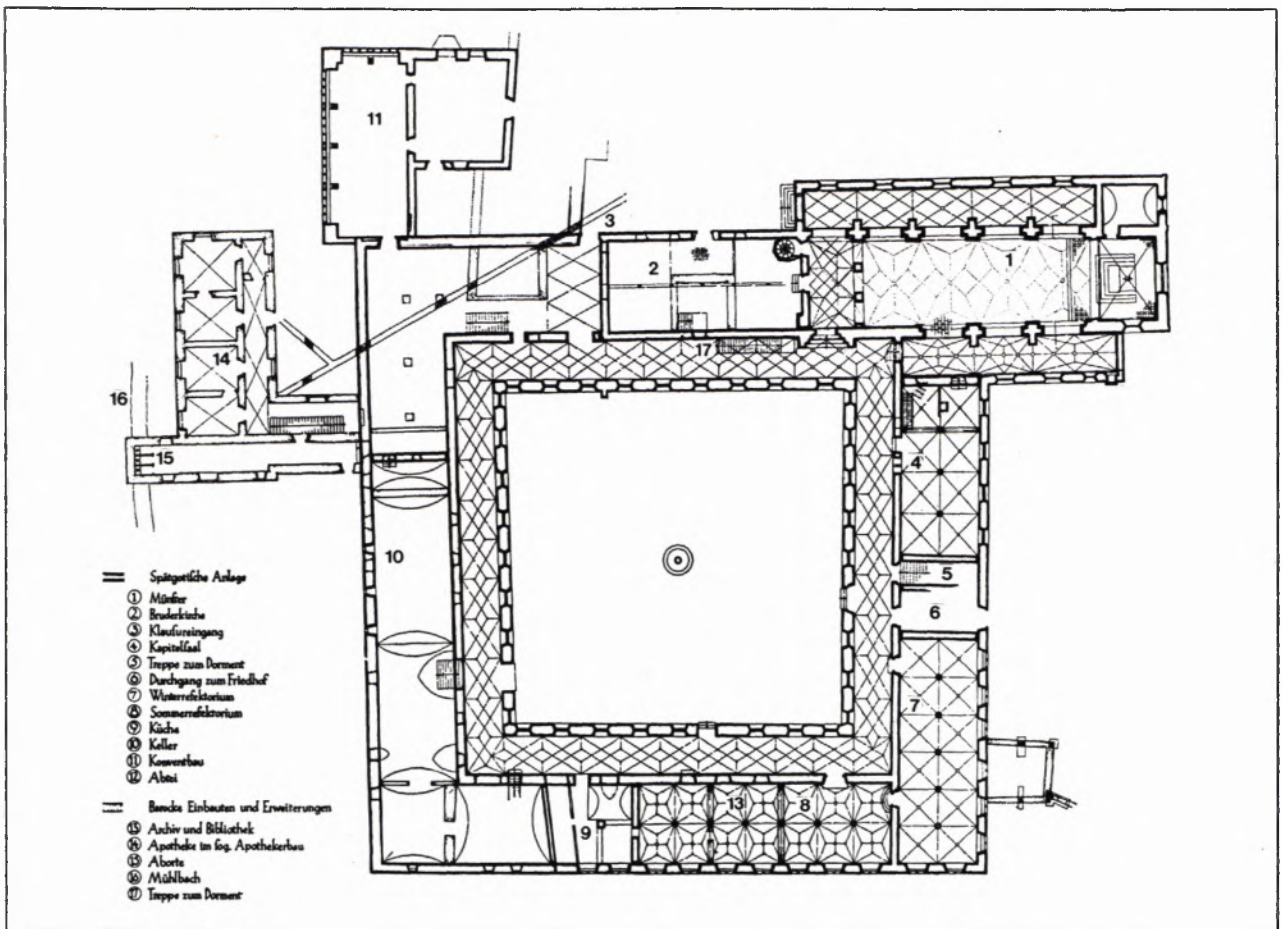


1

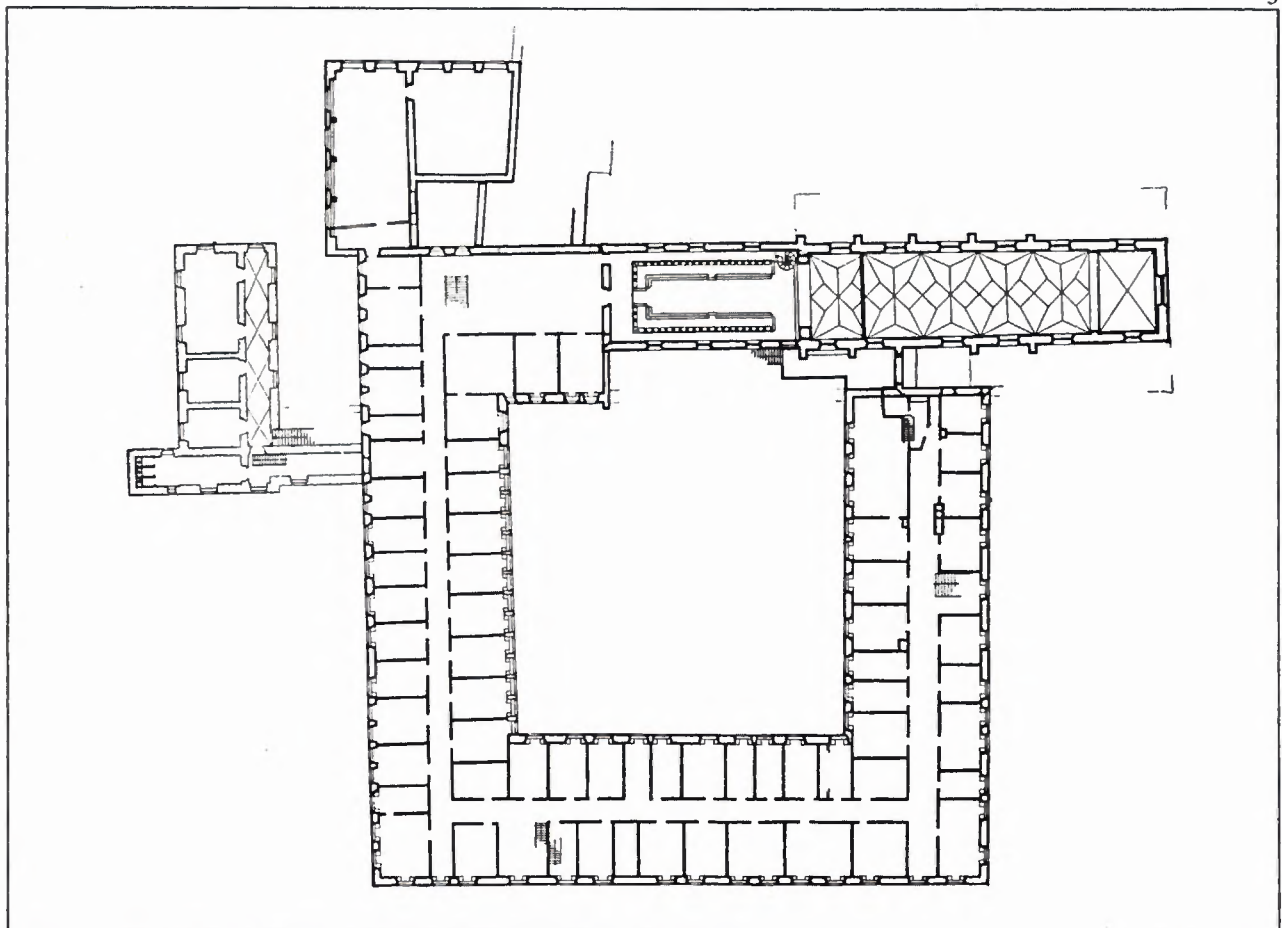
1 KLOSTERANLAGE HEILIGKREUZTAL am Beginn des 19. Jahrhunderts: 1 Klosterkirche. 2 Bruderkirche mit Nonnenchor (Westlich die 1874 abgebrochene Nordwestecke der Klausur und die 1833 niedergelegte Abtei. Im Winkel zwischen Nordflügel der Klausur und Abtei das Konventgebäude). 3 Klausurgebäude. 4 Ehemaliger Friedhof. 5 Konventgarten. 6 Kapellengarten. 7 Langer Bau. 8 Pächtergebäude. 9 Pfisterei und Mühle. 10 Mühlweiher. 11 Unteres Tor. 12 Oberes Tor.

2 ERDGESCHOSSGRUNDRISS des Klausurgebäudes und der Kirche zwischen 1833 und 1874: Noch steht die Nordwestecke der Klausur, die Abtei hingegen ist bereits niedergelegt. ▶

3 OBERGESCHOSSGRUNDRISS des Klausurgebäudes vor 1874. ▶



2
3





4 OSTFLÜGEL DER KLAUSUR mit romanischen, spätgotischen und barocken Fensteröffnungen.

romanische Stufenportal, das vom nördlichen Kreuzgangflügel in die hochgotische Klosterkirche führt, ist ein bedeutsamer Rest dieser ersten Bauperiode. Das Portalgewände selbst ist allerdings später, wahrscheinlich im 14. Jahrhundert, neu geschaffen worden.

Über die Raumeinteilung im Erdgeschoß des romanischen Klausurgebäudes läßt sich wenig aussagen. Die Vermutung liegt aber nahe, daß die ursprüngliche Raumaufteilung sich nicht wesentlich von der spätgotischen unterschied, da diese der typischen zisterziensischen Raumanordnung im Hochmittelalter entspricht. Neu zutage getreten sind im Erdgeschoß ferner zwei romanische Fensteröffnungen am Südeinde des östlichen Klausurflügels, die vom Kreuzgang her für eine Belichtung im Gebäudeinneren sorgten.

Über die Raumeinteilung im Obergeschoß des Klausurgebäudes läßt sich, abgesehen von der Vermutung, daß im Ostflügel das Dormitorium lag, keine Aussage machen.

Vom romanischen Kreuzgang haben sich, abgesehen von seinen Innenwänden, die identisch mit den Außenwänden des romanischen Klausurgebäudes sind, nur geringe Spuren erhalten. Bemerkenswert ist vor allem ein Fresko an der Wand des südlichen Klausurtrakts, das erst zu geringen Teilen aufgedeckt werden konnte. Das Wandbild, das durch den Einbau der spätgotischen Gewölbe des Kreuzgangs zum Teil zerstört wurde, scheint noch in das 13. Jahrhundert zu gehören.

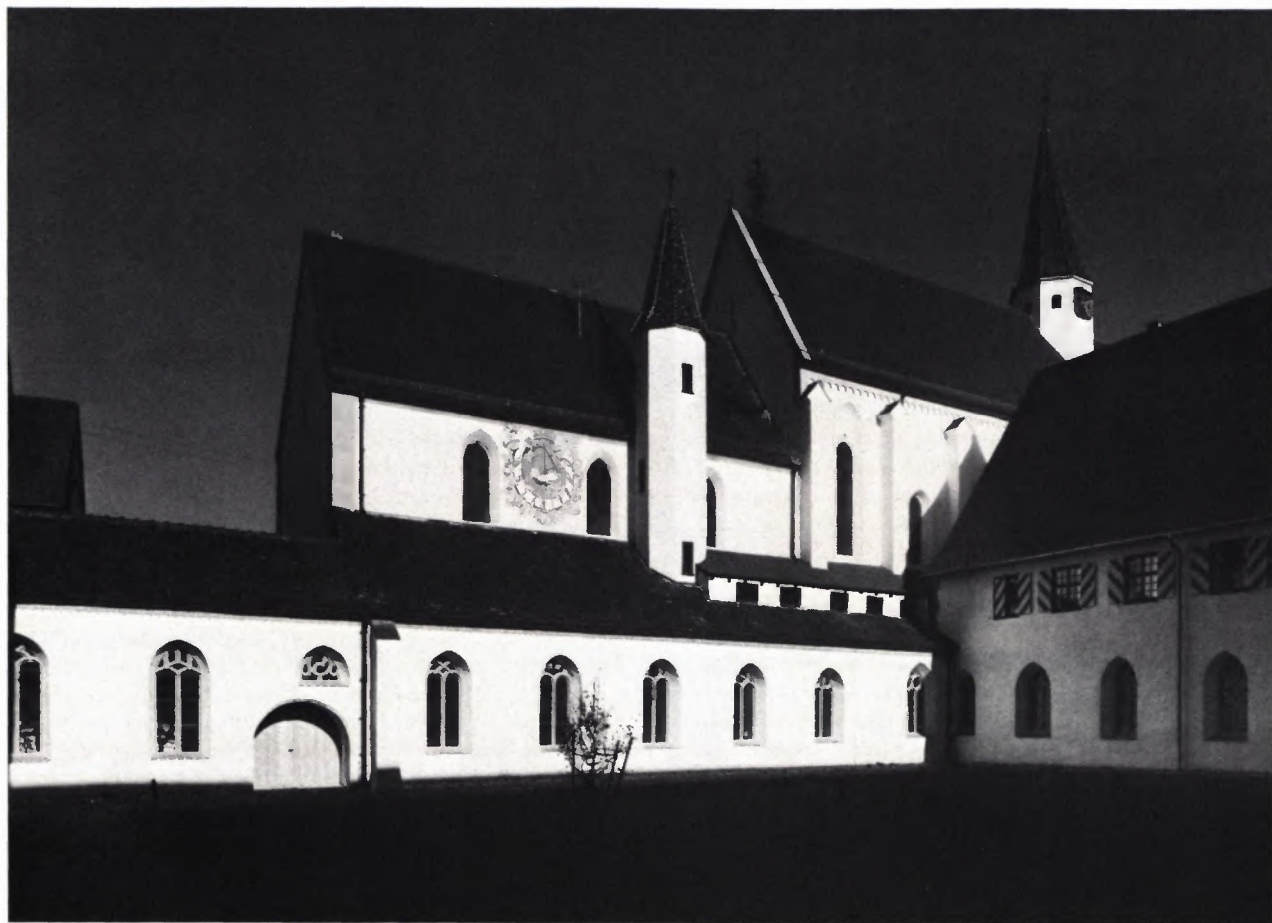
Die Restaurierung erbrachte die Erkenntnis, daß die Doppelarkaden am Kapitelsaal in romanischer Zeit mit grauen Faschen und roten Fugenstrichen hervorgehoben waren.

Der ehemalige Dachanschlag des spätromanischen Kreuzgangs, der mit Sicherheit nicht eingewölbt war, ist noch heute unter dem Pultdach des heutigen Kreuzgangs an der Bruderkirche zu besichtigen. Wieder läßt sich beobachten, daß der romanische Klausurkomplex um einiges niedriger als der heutige Bau war. In unmittelbarer Nähe des Dachanschlages fanden sich einige aufschlußreiche Putzreste der Bruderkirche: Diese stellte sich keineswegs, wie früher vermutet wurde, als unverputzter Backsteinbau dar, sondern war im Hochmittelalter mit einem weißen Kalkputz, auf dem rote Quaderfugen einen Werksteinbau vortäuschten, bekleidet. Die originalen romanischen Fensteröffnungen und ein Gesimsband, ein sogenanntes deutsches Band, das offenbar Unter- und Obergeschoß der Kirche voneinander schied, hat sich ebenfalls unter dem nördlichen Kreuzgangdach erhalten.

Die zweite, hochgotische Bauperiode

Einer zweiten, hochgotischen Bauperiode gehört das Münster an, dem ein romanischer Vorgängerbau offenbar weichen mußte. Die bis in das 16. Jahrhundert flach gedeckte, dreischiffige Pfeilerbasilika wurde 1319 geweiht. Die wertvollsten Ausstattungsstücke der Klosterkirche, das große Buntglasfenster an der Chorstirnwand und die Christus-Johannes-Gruppe gehören dieser Periode an. Die Bruderkirche erhielt neue, größere Fenster, das romanische Stufenportal zum Kreuzgang ein neues Gewände.

Am Klausurgebäude selbst wie auch am Kreuzgang lassen sich keine baulichen Eingriffe feststellen. Ganz offenbar wurde der romanische Klosterkomplex ohne einschneidende Umbauten weiter benutzt. Allerdings ließen sich vor



5 KREUZGARTEN des Klosters Heiligkreuztal mit Kloster- und Bruderkirche von Südwesten.

und während der Restaurierung der Jahre 1975 bis 1977 Reste der hochgotischen malerischen Ausstattung erfassen, teilweise sogar freilegen. Bereits Haaf konnte im Kapitelsaal Fragmente eines bedeutenden Wandgemäldes aufdecken, das um 1300 zu datieren ist. Leider hat sich zum Großteil nur das in Freskotechnik ausgeführte Liniengerüst der Malerei erhalten, während die Seccomalschicht bis auf einen kleinen Rest verloren ging. Eine ikonographische Deutung der Malereien steht noch aus; bisher sind lediglich Christus als Weingärtner, ein König David, ein Engel und ein Reiterzug mit einiger Sicherheit zu entziffern. Im Kreuzgang ließ sich die hochgotische Farbigekeit an den Innenwänden feststellen: Die Wände waren in einem Ockerton gestrichen und mit roter Fugenmalerei versehen; die Portale, Türen und die oben bereits erwähnten Fensterdoppelarkaden betonten graue Faschen mit roter Fugenmalerei wie in romanischer Zeit. Das romanische Stufenportal war im 14. Jahrhundert monochrom grau-schwarz gefaßt worden. Reste hochgotischer Wandmalerei unter der spätgotischen und barocken Ausmalung und über den Kreuzganggewölben in den Zwickeln der Einwölbung lassen vermuten, daß die Kreuzganginnenwände von halber Höhe ab bis zum Ansatz der ehemaligen Flachdecke ausgemalt waren. Die Kreuzgangaußenwände hingegen wiesen keinerlei romanische oder gotische Ausmalungsreste auf.

Aus hochgotischer Zeit hat sich eine Spolie erhalten, und zwar ein sehr qualitätsvoller Konsolstein, der eine menschliche Gesichtsmaske zeigt. Wo der Konsolstein einmal ursprünglich eingebaut war, muß offenbleiben. Darüber hinaus konnte Günther Pape westlich des Klausurgebäudes in einer Schuttplanierschicht Bruchstücke von hochgoti-

ischem Maßwerk sicherstellen, dessen Herkunft vorläufig ebenfalls ungewiß ist.

In das 14. Jahrhundert ist mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber nicht mit Sicherheit, ein aus Ziegelsteinen gewölbter Kanal unter dem Westflügel des Kreuzgangs zu datieren, der sich mit Gefälle nach Süden von der Nordwestecke des Kreuzgartens an über die ganze Länge des Westflügels erstreckte. Heizungsbauarbeiten brachten den Kanal ans Tageslicht. Seinen Austritt besaß er ursprünglich wohl südlich des Südflügels, bevor ein späterer Gewölbeeinbau im Südosteck der Klausur seine Aufgabe erzwang. Sicher diente der gewölbte Kanal einmal der Entwässerung des Kreuzgartens und führte die Dachabwässer nach Süden dem Mühlkanal zu.

Die dritte Bauperiode unter Veronika von Rietheim

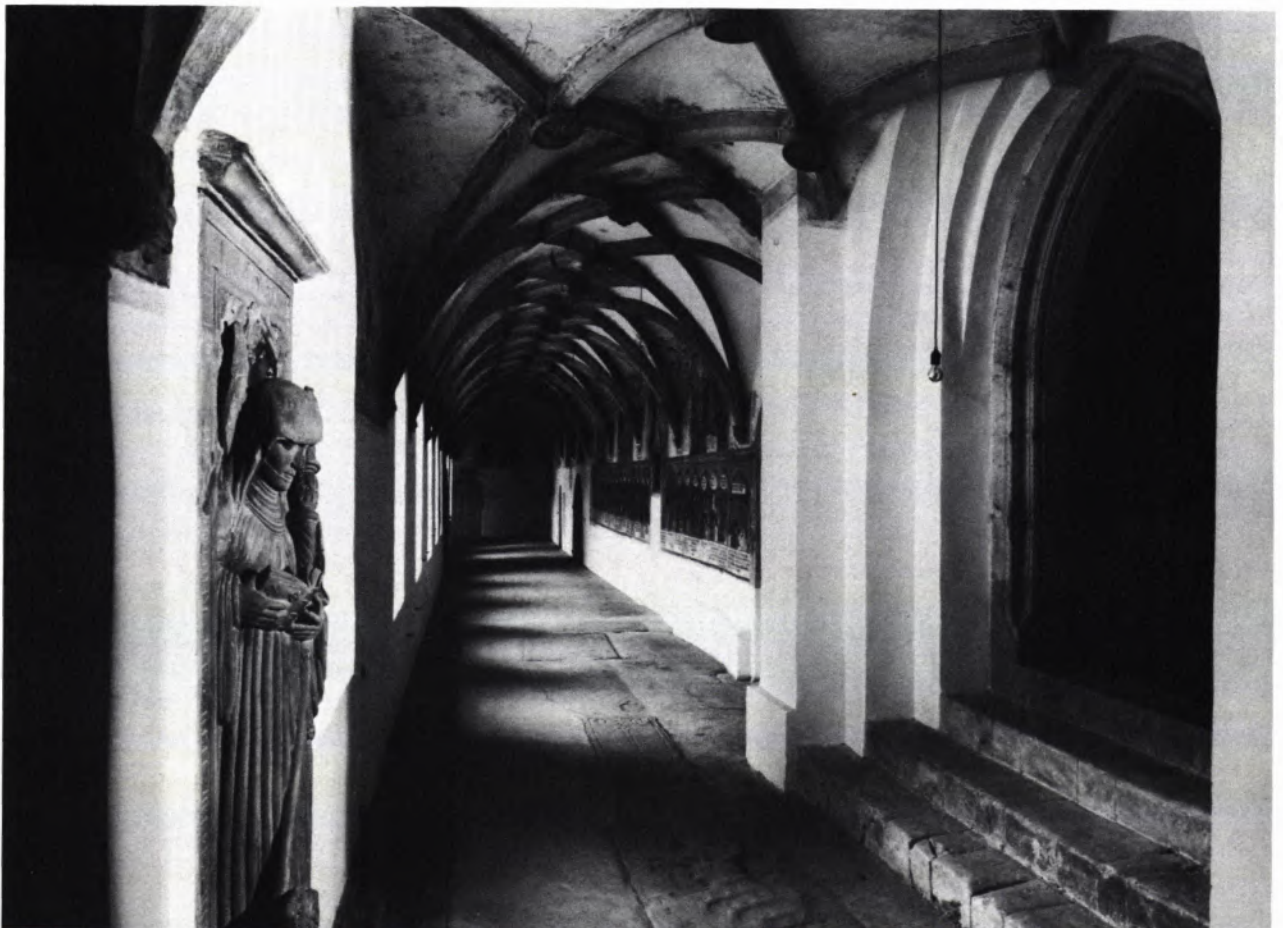
Die für die Gestalt der heutigen Klosteranlage entscheidende Bauperiode ist die der Spätgotik und Frührenaissance unter der Äbtissin Veronika von Rietheim (1521 bis 1551). Während des dreißigjährigen Regiments der „anderen Stifterin“ erhielt Heiligkreuztal sein bis heute unverwechselbares Gepräge. Der enormen Bautätigkeit der Äbtissin Veronika verdankt das Kloster einen Großteil der Wirtschafts- und Nebengebäude, die Einwölbung und Ausmalung der Kirche, die Errichtung des sogenannten Konventgebäudes und vor allen Dingen einen Totalumbau der Klausur und des Kreuzgangs. Die kürzlich abgeschlossene Restaurierung des Klausurgebäudes gewährte reiche baugeschichtliche Einblicke und zeigte erstmals, wie groß der Anteil Veronika von Rietheims an der Umgestaltung des zentralen Klosterkomplexes ist. Rechnete man bisher ledig-

lich mit einer Aufstockung des romanischen Geviertes in der Rietheim-Zeit, so läßt sich jetzt mit Sicherheit sagen, daß die gesamten, dem Kreuzgarten zugewandten Außenwände des romanischen Klausurgebäudes bis auf das Erdgeschoß herunter abgebrochen wurden. Die Abbruchkronen der romanischen Mauern mit Resten der hochgotischen Ausmalung zum Kreuzgang zu wurden sichtbar, als man im Obergeschoß in den Zellentrakten, die am Kreuzgarten liegen, die Fußböden aufnahm und Einblick in die Zwickel der spätgotischen Kreuzgangsgewölbe von oben nehmen konnte. Der Teilabbruch der dem Kreuzgarten zugewandten Außenwände der romanischen Klausur wurde notwendig, weil Veronika von Rietheim das Obergeschoß der Klausur erheblich verbreitern wollte. Da die Außenwände des romanischen Kreuzgangs, der sich ursprünglich nur an das schmälere Klausurgebäude mit Pultdach anlehnte, offenbar zu schwach waren, um die Belastung einer Aufstockung bis in die heutige Traufhöhe aufnehmen zu können, wurden diese Wände niedergelegt und dann neu bis zur jetzigen Höhe aufgeführt. Beweisen läßt sich dies durch mehrere Beobachtungen: Das Bruchsteinmauerwerk der am Kreuzgarten gelegenen Klausuraußenwände, das 1976 nach Entfernen des alten Putzes gänzlich freilag, zeigte keinerlei Absatz oder Fuge zwischen dem Erdgeschoß und dem Obergeschoß, sondern erwies sich durchgehend als homogen. Des weiteren fehlten Vermauerungen oder Ausflickungen, wie sie unausweichlich wären, wenn die romanischen Kreuzgangöffnungen – die man sich als drei- oder zweiteilige Fensterarkaden vorstellen darf – zugemauert und durch die heutigen, schmalen Maßwerkfenster ersetzt worden wären. Zumindest hätte man noch Reste der Entlastungsbögen über den romanischen Kreuzgangsarkaden antreffen müssen. Schließlich traf man im Inneren des

Kreuzgangs an den Außenwänden – sehr im Gegensatz zu den romanischen Kreuzganginnenwänden – an keiner Stelle die hochgotische, ockerfarbene Ausmalung mit der roten Fugenmalerei an, sondern die älteste Schicht war durchweg die aus der Rietheim-Epoche.

Parallel den neuen und nunmehr wesentlich höheren Klausurwänden zum Kreuzgang zu ließ Veronika von Rietheim die äußeren Umfassungswände bis zur heutigen Traufhöhe aufstocken. Da somit das neue Obergeschoß wesentlich höher und infolge der Überbauung des Kreuzgangs entschieden breiter geworden war, konnte die Äbtissin einerseits in allen Räumen des Erdgeschosses Gewölbe einziehen lassen, im Obergeschoß hingegen eine sehr viel zeitgemäßere Aufteilung der Räumlichkeiten vornehmen. Im Erdgeschoß wird sie, wie schon gesagt, kaum grundsätzliche Änderungen an der Raumeinteilung angeordnet haben. Nur die Erscheinung der Räume mit den Rundpfeilern, den Kreuzrippen- und den Sterngewölben sowie den wesentlich größeren Fenstern im Kapitelsaal und in den Refektorien war den Vorstellungen der Bauherrin angepaßt worden. Das neue Obergeschoß wurde gemäß den im 16. Jahrhundert neu gefaßten Bestimmungen zur Klosterzucht gestaltet: Die entschieden größere Breite des Stockwerks gestattete es nämlich, anstelle des Gemeinschaftsschlafrumes, des Dormitoriums, zu seiten eines Mittelganges Zellentrakte mit einzelnen Kammern anzulegen. Der Innenausbau geschah im Gegensatz zu den massiven Außenwänden in Fachwerkbauweise. Die Restaurierung gab wertvolle Aufschlüsse über die originale Erscheinung der Zellen: Mit Kielbogen versehene Zellentüren führten in das Rauminnere. Die drei Innenwände zeigten die Fachwerkhölzer, die gelb gefaßt und mit roter Maserung versehen waren. Die Gefache

6



KREUZGANG DES
KLOSTERS
HEILIGKREUZTAL.

7 GEWÖLBEAUSMALUNG
im Ostflügel des Kreuzgangs aus
der Zeit der Veronika von Riet-
heim, um 1530.

8 OSTFLÜGEL DES KREUZ-
GANGS von Norden. Rechts ne-
ben der Kreuzigung romanische
Fensterdoppelarkaden und roma-
nisches Portal zum Kapitelsaal.
Die neu aufgedeckte und unretu-
scherte Gewölbemalerei darf man
wohl dem Meister von Meßkirch
und seinen Gehilfen zuschreiben.



◀ 6 NORDFLÜGEL DES
KREUZGANGS von Osten.
Links der Grabstein der Veronika
von Rietheim, rechts romanisches
Stufenportal der Klosterkirche.



7
8

schmückten entweder Zierleisten, die parallel den Hölzern verliefen, oder feine Blütenrankenmalereien. Bisweilen erscheint in der Mitte der Gefache die Kreuzesinschrift INRI, aber auch andere christologische Symbole wie REX oder NAZARENUS treten immer wieder auf. In den Fensternischen, die teilweise mit Architektur- und Blumenrankenmalerei geschmückt sind, befinden sich aufgemauerte Sitzbänkchen mit hölzernen Abdeckbrettern. Bretterdecken mit kassettierten Mittel- und Randfriesen schaffen den oberen Raumabschluß. Eine ganze Reihe dieser Zellen konnte aufgrund ausreichender Befunde wieder in den Zustand der Rietheim-Zeit zurückversetzt werden, weil sich die originale Ausstattung unter belanglosen Gipswänden und -decken, die keinen Anspruch auf Erhaltung erheben konnten, befand. Die originalen Fenstergewände und Fenster des 16. Jahrhunderts sind in der Barockzeit, wohl im 18. Jahrhundert, beseitigt worden, als man die Fensteröffnungen vergrößerte. Lediglich bei einem vermauerten Fenster im Westflügel, dem Kreuzgang zu, konnte das steinerne Renaissance-Gewände wieder freigelegt werden; hier wurde auch die rote Fassung der Fensterumrahmung, die heute wieder den Bau auszeichnet, festgestellt. An der Außenwand des Westflügels gegen Westen zu wurde eine ganze Reihe der Renaissance-Fenster wiederhergestellt.

Prunkstück in dem von Veronika von Rietheim umgebauten Klausurgebäude ist der neue, gewölbte Kreuzgang. Der Nord- und der Südflügel, die aufgrund ihrer Lage die prominentesten waren, erhielten eine Ausmalung der Gewölbe mit floralen Motiven und der Innenwände mit Szenen der Heilsgeschichte. Am Nordflügel ließ die Äbtissin zudem eine Galerie sämtlicher Vorgängerinnen auf

dem Äbtissinnenstuhl anbringen; ihr eigenes Konterfei beendet die würdige Reihe. Das Konzept der Ausmalung geht mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Meister von Meßkirch zurück, der auch im Münster die malerische Ausstattung leitete. Die Qualität der Malerei ist freilich so unterschiedlich, daß an eine große Gehilfenschar zu denken ist, die dem Meister zur Seite stand. Barocke Übermalungen haben zudem das Bild so stark verunklärt, daß erst spezielle Einzeluntersuchungen eine sichere Zuschreibung und eine ikonographische Deutung der Ausmalung erbringen können. Die Gewölbemalereien waren unter einer dicken barocken Kalktünche verborgen, die Wandgemälde hingegen wurden im 18. Jahrhundert neu übermalt. Gleichzeitig mit der Wiederentdeckung der Rietheim-Ausmalung kam eine Fülle von hochgotischen Malereifragmenten zutage; hiervon war oben bereits beiläufig die Rede. In der Rietheim-Zeit entstanden auch die monumentalen Quadermalereien an den Türen im Kreuzgang.

Restauratorische Untersuchungen ermittelten ferner die ursprüngliche Raumfassung im Kapitelsaal und in den Refektorien: Graue Gliederungen und graue Rippen standen vor weißem Wand- und Gewölbegrund. Die Farbigkeit der Rietheim-Epoche wurde versuchsweise im Kapitelsaal rekonstruiert.

Glücklicherweise hatten sich auch große Reste der originalen Rietheim-Farbfassung an den Außenfassaden des Klausurgebäudes erhalten, so daß eine Rekonstruktion der alten farbigen Erscheinung möglich wurde. Besonders gut ließ sich das graue Traufgesims mit den aufgemalten Scheinquadern und dem hängenden Kugelfries erfassen. Hier genügten bei der Wiederherstellung in weiten Partien lediglich Retuschen. Das strahlende Kalkweiß der Klausur wurde



9 KAPITELSAAL im Ostflügel der Klausur. Der Tonplattenboden wurde neu verlegt, Wände und Gliederungen erhielten die ursprüngliche Farbfassung der Rietheim-Zeit.

10 SOMMERREFEKTORIUM
im Südflügel des Klausurgebäudes.
Der Raum dient auch zukünftig als
Speisesaal. Wände und Decken er-
hielten einen neuen Anstrich, der
Tonplattenboden wurde neu ver-
legt.



analog dem Befund wieder in Kalkfreskotechnik rekonstruiert.

Die in staatlichem Besitz verbliebene Klosterkirche erlebte zur selben Zeit wie das Klausurgebäude eine Außeninstandsetzung, so daß auch hier Farbuntersuchungen möglich wurden. Wieder traten dieselben Farbklänge (grau-weiß) der Rietheim-Zeit auf. Jedoch war die Kirche wohl bewußt in einem gelblichen Weißton gehalten, um sie deutlich von der Klausur abzusetzen. Leider ist der Neuanstrich der Kirche in Mineralfarbe ein wenig zu gelb ausgefallen; auch die dekorative Malerei, die Scheinquader und die hängenden Kugelfriese, sind ein bißchen zu schematisch und modern-exakt geraten.

Neben den gewichtigen Umbauten in Klausur und Kirche errichtete Veronika von Rietheim ein neues Hauptgebäude im Herzen der Klosteranlage: den sogenannten Konventbau. Das in früheren Zeiten sehr stattliche Gebäude wurde durch Umbauten im letzten Jahrhundert fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Bis 1874 stand es in baulichem Zusammenhang mit der Klausur; seit dem Abbruch des Nordflügels der Klausuranlage in eben diesem Jahr steht der „Konventbau“ vereinzelt wie ein Fremdkörper im Klosterzentrum.

Längere, intensive Bauuntersuchungen, über die noch gesondert zu berichten sein wird, ergaben, daß das „Konventgebäude“ zur Rietheim-Zeit gegen Norden einen mächtigen Staffelgiebel, ähnlich dem der Pfisterei, den die Äbtissin als Pendant am anderen Klosterende errichten ließ, besessen hatte. Das Gebäude ist im Verhältnis zu seiner Breite nur wenig tief, hat einen winkelförmigen Grundriß und war ursprünglich an die Klausur angebaut worden. Eine

breite Außentreppe, die in das erste Obergeschoß des dreistöckigen Hauses führte, diente der Repräsentation des Klosters. Im Inneren befinden sich im Erd- und im ersten Obergeschoß prächtige Säle, in denen außerhalb der Klausur Gäste des Klosters empfangen und bewirtet werden konnten. Säulengeschmückte Fensterlauben in den Formen der deutschen Frührenaissance legen Zeugnis von dem Repräsentationsbedürfnis der Äbtissin ab. Gewiß diente das Gebäude im 16. Jahrhundert nicht der Abhaltung von Klosterkonventen, sondern war von Veronika von Rietheim zum Äbtissinnensitz bestimmt worden. Insofern erscheint die heutige Bezeichnung des Baus als irreführend. Eine überaus wertvolle Stuckausstattung vom Anfang des 18. Jahrhunderts hat die originale Ausgestaltung der Hauptsäle überlagert. Künftige Untersuchungen werden hoffentlich befriedigende Auskünfte über die Fassung der Räume in der Renaissance-Zeit geben können. Die Fassaden des „Konventbaus“ waren wie beim Klausurgebäude in strahlendem Kalkweiß gefaßt, die Gebäudeecken mit aufgemalten grauen Quadern betont.

Wenige originale Fenstergewände aus der Erbauungszeit haben sich erhalten; die Mehrzahl der Fenster wurde im 19. Jahrhundert verändert.

Über die Wirtschaftsgebäude, die Veronika von Rietheim errichtete, kann noch nichts Neues mitgeteilt werden, da hier bisher keine Bauuntersuchungen stattfanden.

Erwähnt seien noch zwei entdeckte „opuscula“ der Rietheim-Zeit, und zwar die Reste eines Brunnenhauses am Südflügel der Klausur im Kreuzgarten und die von Peter Pause ergrabenen Fundamente einer monumentalen, achteckigen Brunnenvase im Zentrum des Klausurgartens.



11 FLUR IM WESTLICHEN
ZELLENTRAKT *des Klausurober-*
geschosses. Stuck um 1720.

11

12

12 RAUM IM WESTTRAKT *des*
Klausurobergeschosses mit Grottesken-
malerei von 1606.



Spätere Veränderungen

Im 17. Jahrhundert und in der Barockzeit ereigneten sich keine entscheidenden baulichen Veränderungen in der Klosteranlage. Der vorhandene Bestand wurde entweder ergänzt oder dem jeweils neuen Geschmack angepaßt. Im Laufe des 17. Jahrhunderts erhielten beispielsweise die Zellen im Klausurgebäude eine neue farbliche Gestaltung: Die Fachwerkhölzer wurden nun mit roter Farbe überfaßt, und in den Gefachen tauchen sehr fleischige Blumenrankenmotive auf. Zwei Zellen im Ostflügel, die sogenannten Hornstein-Zimmer, erhielten im 17. Jahrhundert Holzaustäfelungen mit dorischen Abschlußfriesen. Ein in das Jahr 1606 datiertes Grotteskenwandgemälde konnte in einem der Räume im Westflügel freigelegt werden. Dieses Gemälde ist ein sehr schönes Beispiel für die im Barock beliebte christliche Interpretation von paganen Grottesk-motiven. So hat es der Maler verstanden, einen antiken Satyr, der in einem Nonnenkloster gewiß sehr unpassend gewesen wäre, so zu verwandeln, daß nun ein bockfüßiges Einhorn als Sinnbild jungfräulicher Reinheit vor das Auge des Beschauers tritt.

Im 17. Jahrhundert sind auch die großen Kellergewölbe im Westflügel mit den querovalen Belüftungsfenstern und einige der Wandbilder im Kreuzgang entstanden. Die Gewölbeausmalung des Kreuzgangs scheint zur selben Zeit teilweise überarbeitet worden zu sein.

An Neubauten wurden im 17. Jahrhundert die Apotheke und das sogenannte Abteigebäude östlich des „Konventbaus“ errichtet. Während die Apotheke unverändert die letzten drei Jahrhunderte überstanden hat, wurde die Abtei, die offenbar die Repräsentationsfunktion des „Konventbaus“ im Barock übernommen hatte, im 19. Jahrhundert abgerissen.

Im 18. Jahrhundert schließlich baute man den Nonnenchor in der Bruderkirche durchgreifend um. Im Klausurgebäude verloren die Zellentüren im Obergeschoß ihre alten Kielbogenabschlüsse, wurden verbreitert, erhöht und erhielten bleiverglaste Oberlichter. Die Korridore wurden verputzt, desgleichen die Zellenwände. Die Flurdecken und einige wenige Zellendecken wurden in bescheidenen Regence-Formen stuckiert; in den meisten Zellen wurden die hölzernen Decken lediglich mit Gips beworfen. Die Stuckdecken, Wände und stuckierten Türumrahmungen der Korridore versah man mit einer monochromen, zartgrauen Fassung. Im Kreuzgang wurden die Gewölbemalereien der Rietheim-Zeit mit Weißlack übertüncht und die alten Wandbilder durch neue mit gleicher Thematik ersetzt.

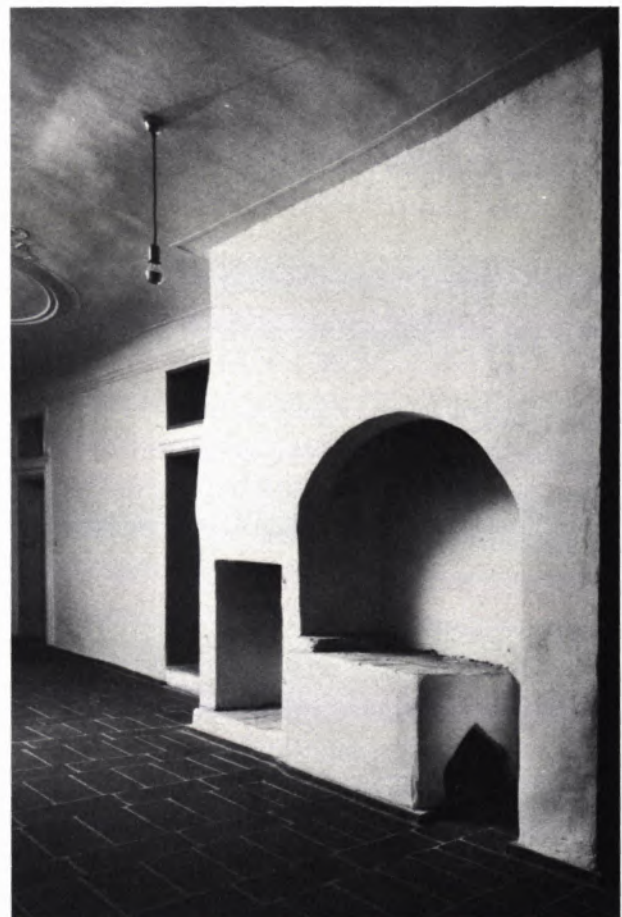
Die Wirtschaftsgebäude, die im 18. Jahrhundert errichtet worden sind, müssen in zukünftigen Jahren noch baugeschichtlich gewürdigt werden. Aus diesem Grund ist augenblicklich über das Bekannte hinaus nichts Neues mitzuteilen.

Die traurige Geschichte des Klosters im 19. und 20. Jahrhundert hat erst kürzlich Günther Pape ausführlich dargestellt; auf seine Forschungen sei deshalb verwiesen.

Folgerungen für die Restaurierung

Unsere sehr viel bessere, weit über das Kunstdenkmälerinventar von 1936 hinausgehende Kenntnis der baulichen und kunstgeschichtlichen Entwicklung der Klosteranlage hatte selbstverständlich weitreichende Folgen für das Restaurierungskonzept, das im Laufe der Jahre 1975 und 1976 immer konkretere Gestalt annahm. In ständigen Diskussionen zwischen Herrn Bacher, der die Belange der Bauherrschaft vertrat, Herrn Architekten Manderscheid, der die Planung und Baudurchführung leitete, dem Bauleiter, Herrn Architekten Werz, dem Staatlichen Hochbauamt I Ulm und dem Landesdenkmalamt einigte man sich vor dem Hintergrund der baulichen und geschichtlichen Gegebenheiten über die notwendigen Schritte, um die Anlage den Benutzungsanforderungen entsprechend instand zu setzen. Da die Stephanus-Gemeinschaft im Kloster eine Tagungsstätte einzurichten beabsichtigte, mußte eine Fülle von praktischen Erfordernissen beachtet werden: An erster Stelle sei die Bewohnbarkeit des Klausurgebäudes genannt. Unterbringungsmöglichkeiten für die Tagungsteilnehmer mußten geschaffen werden, Speisesäle, eine Bibliothek, eine Hauskapelle, Tagungsräume und selbstverständlich Sanitäranlagen, die den heutigen Anforderungen entsprechen. Dennoch war es für die Bauherrschaft selbstverständlich, daß der klösterliche Charakter der Anlage gewahrt bleiben sollte.

Alle diese Anforderungen waren nun dem gegebenen historischen Rahmen des Klosters – und hier ist vor allem von der Klausur die Rede – einzupassen. Die historische Bestandsaufnahme erleichterte die Entscheidungen wesentlich. Der Befund führte eindrucklich vor Augen, daß das gesamte Klausurgebäude in wesentlichen Teilen eine Neuschöpfung



der Veronika von Rietheim ist. Darüber hinaus war im Erdgeschoß die ursprüngliche Ausmalung der Rietheim-Zeit wieder aufgefunden worden. Im Obergeschoß stammte sogar die Raumaufteilung aus derselben Epoche; zusätzlich wurden in vielen Zellen unter belanglosen Gipswänden und -decken die malerische Ausstattung und die Holzvertäferungen wiederentdeckt. Hieraus ergab sich geradezu zwingend, daß die Instandsetzungsmaßnahmen sich grundsätzlich an den Gegebenheiten der Anlage, wie sie die „andere Stifterin“ schuf, zu orientieren hatten. Ein Rückgriff auf frühere Zeiten, die Romanik gar, oder ein allzu freier Umgang mit der von Veronika von Rietheim geschaffenen Raumanordnung verbot sich schon deshalb, weil sich in dem Umbau ein bedeutsames historisches Faktum ausspricht: nämlich die monastische Neuorientierung im 16. Jahrhundert. Andererseits wäre es für den Historiker und Denkmalpfleger gleichfalls undiskutabel gewesen, im Interesse der Rietheim-Epoche alle neuentdeckten Reste früherer Bauperioden zu eliminieren oder gar die späteren Eingriffe des Barocks zu beseitigen und den gesamten Bau ins 16. Jahrhundert zurückzupurifizieren. Wie eingangs gesagt, liegt gerade in der geschichtlichen Metamorphose des Klosters der besondere Reiz von Heiligkreuztal begründet. Selbstverständlich besitzt auch das 20. Jahrhundert ein Recht auf Teilhabe an dieser Metamorphose. Gerade der notwendige Anteil der Gegenwart darf bei einer Generalrestaurierung, die möglicherweise für lange Zeit Gültigkeit besitzt, überhaupt nicht unterschätzt werden. Dem planenden Architekten kommt die überaus schwierige Aufgabe zu, die verschiedenen historischen Phasen des Bauwerks in einer neuen und überzeugenden Gestalt zusammenzufassen. Billigt man dem Architekten keinerlei gestalterische Möglichkeiten zu, so hat die Gegenwart vor der Geschichte versagt. Freilich muß man vom Architekten erwarten können, daß er seine Aufgabe mit angemessenen Mitteln löst. Kurzlebige modische Zutaten dürfen ebensowenig Raum greifen wie unangemessene, den historischen Charakter des Kulturdenkmals verfremdende Materialien. Der „springende Punkt“ bei jeder Restaurierung ist zweifellos die richtige Materialwahl und die handwerkliche Verarbeitung nach Entwurf des Architekten.

14 NEUGESTALTETES TREPPENHAUS im Ostflügel der Klausur.



Nach diesen Prinzipien wurde bei der Restaurierung des Klausurgebäudes verfahren. Selbstverständlich waren viele Kompromisse notwendig, um die modernen Anforderungen den historischen Gegebenheiten anzupassen. Auch Verluste sind zu beklagen: So mußte der originale Ziegelsplit-Estrich der Rietheim-Zeit bis auf einen dokumentarischen Rest aufgegeben werden, um im Erdgeschoß eine Fußbodenheizung, welche die Erhaltung der Ausmalung am besten gewährleistet, einbauen zu können. Die neuen Tonplattenböden wurden in Anlehnung an historische Vorbilder vom Architekten entworfen. Im Obergeschoß mußten in den Zellen, damit sie der Unterbringung von Tagungsteilnehmern dienen können, sanitäre Anlagen eingebaut und selbstverständlich Möbel gestellt werden. Um die historisch wertvollen Zellenräume nicht allzusehr zu beeinträchtigen, entwarf der Architekt eigens Waschelemente und passendes Mobiliar. Beleuchtung, Steckdosen, Schalter und ähnliche Installationen gestaltete man möglichst zurückhaltend. Die neuen Treppenaufgänge, neuen Türen und die Einrichtung in Zellen ohne historischen Belang wurden bewußt in Formen gehalten, die mit Leichtigkeit in die Mitte dieses Jahrhunderts zu datieren sind, aber nach Möglichkeit nicht mit der Originalausstattung konkurrieren, sondern sich dieser unterordnen. Vor allem wurde Wert darauf gelegt, daß nicht industrielle Fertigprodukte den Ton angeben, sondern immer die Hand des Architekten spürbar bleibt.

Die vom Bauherrn und dem planenden Architekten geforderte Schlichtheit sämtlicher moderner formaler Äußerungen kamen der Denkmalpflege natürlich sehr entgegen. In seltenem Maße konnten zudem konservatorische Gebote eingehalten werden, da Architekt und Bauherrschaft möglichst viel originale Substanz zu erhalten bestrebt waren.

Der technische Optimalismus, der üblicherweise die Restaurierung historischer Gebäude schwer belastet und meist als viel zu teuer gestaltet, unterblieb in Heiligkreuztal.

Noch ein Wort zur Restaurierung der malerischen Ausstattung, die in Händen der Firmen H. P. Kneer (Erdgeschoß und Zellen im Obergeschoß) und E. Lorch jun. (Flure im Obergeschoß) lag: Gerade hier drängte sich aus der baugeschichtlichen Analyse zwingend die Schlußfolgerung auf, daß die malerische und farbliche Ausstattung der Rietheim-Epoche den Primat vor den übrigen Perioden zu genießen habe. Dennoch wurden interessante Neuentdeckungen, wie die der hochgotischen Epoche, wenn es nur irgend vertretbar schien, konserviert. Ebenso wurden die barocken Übermalungen nicht entfernt. Die barocke Kalktünche aber, welche die Ausmalung der Gewölbe im Kreuzgang zudeckte, beseitigte man, weil im Vergleich mit der Bedeutung der Rietheim-Ausmalung die barocken Zustände keinen Anspruch auf Erhaltung erheben konnten. Selbstverständlich ist dies ein gefahrvoller Weg; leicht nämlich hinterläßt eine Restaurierung, die es allen Epochen recht machen will, einen historischen Wechselbalg, der weder in kunsthistorischer noch in gestalterischer Hinsicht befriedigen kann. Wichtig ist es wiederum, daß die gestaltende Hand des Architekten die auseinanderstrebenden Teile zusammenhält. So wirken im Kreuzgang etwa die neuen Ziegelfußböden und ein einheitlicher, weißer Kalkanstrich am Sockel der Innenwände und an den Kreuzgangäußenwänden diesem Eindruck der Zersplitterung entgegen. Oberstes Gebot der Restaurierung im Erdgeschoß war der Verzicht auf jegliche Retuschen an der Ausmalung. Die Gewölbe- und Wandmalereien wurden lediglich von der Tünche befreit und, wenn nötig, gefestigt. Selbst der Gewölbegrund erhielt, von einigen Putzausbruchstellen abgesehen, keinen neuen Anstrich. Der Kunstfreund darf den im Kreuzgang auf-



15 DAS SOGENANNTHE KONVENTGEBÄUDE DER VERONIKA VON RIETHEIM. *Der ursprünglich sehr stattliche, mit einem hohen Staffelgiebel versehene Bau wurde im 19. Jahrhundert fast bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.*

gedeckten Ausmalungen also ohne Mißtrauen gegenüber-treten, da er einen „unrestaurierten“ Zustand vor sich hat. Die Äbtissinnengalerie, die bereits in den fünfziger Jahren restauriert worden war, blieb unangetastet. Es sei nicht verschwiegen, daß eine Bogenumrahmung am Osttreppenhaus, eine Tür zum Refektorium und einige Quaderumrahmungen an den Türen zum Kreuzgang aus gestalterischen Gründen retuschiert beziehungsweise neu gefaßt wurden. Auch in den Zellen im Obergeschoß, wo die Ausmalung nicht dieselbe Qualität wie im Kreuzgang besitzt, wurden bisweilen kleinere Retuschen angebracht, damit die zukünftigen Zellenbewohner nicht den unbegründeten Eindruck gewinnen, ihr Unterbringungsort befinde sich in ruinösem Zustand. An der oben erwähnten Grotteskmalerei im Westflügel wurden keine Retuschen angebracht.

In den nächsten Jahren bleibt noch sehr viel zu tun. Zunächst soll der Klausurnordflügel wiedererrichtet werden, damit das sogenannte Konventgebäude und die Klausur wieder in ihrem ursprünglichen baulichen Zusammenhang erscheinen. Darüber hinaus soll durch diese bauliche Maßnahme neuer Raum für die Aufgaben der Stephanus-Gemeinschaft entstehen. Im gleichen Bauvorgang möchte man das „Konventgebäude“ in seinen früheren Zustand zurückversetzen. Im kommenden Jahr beginnt die Wiederherstel-

lung der mittelalterlichen Wasserführung im Klosterbereich. Die größte Sorge der kommenden Jahrzehnte wird die Erhaltung der Wirtschaftsgebäude sein. Hier kommen auf den Bauherrn, der bereits Proben großer Opferbereitschaft abgelegt hat, aber auch auf die staatliche Denkmalpflege noch gewichtige Aufgaben zu.

Literatur:

Die Kunst- und Altertums-Denkmale im ehemaligen Donaukreis. Kreis Riedlingen. Bearbeitet von W. v. Matthey und H. Klaiber (Stuttgart – Berlin 1936) 145–175 (dort die ältere Literatur).

Miszellen Max Haaf. Unveröffentlicht. Archiv des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen.

Günther Pape, Geschichte des ehemaligen Zisterzienserklosters. In: Heiligkreuztal 1227–1977. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft (Rottweil 1977) 10–35.

*Dr. Stefan Kummer
Kunsthistorisches Institut der Universität Tübingen
Bursagasse 1
7400 Tübingen 1*

Hans W. Heine: Wenig bekannte Burgstellen im Kreis Calw

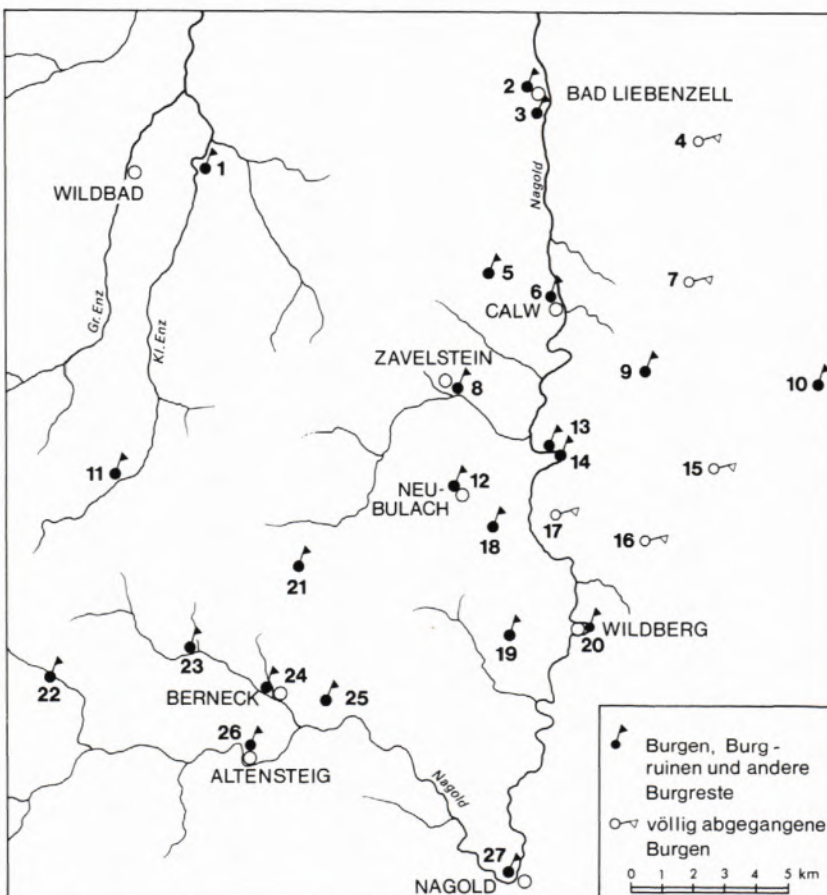
Der nördliche Schwarzwald wird nicht nur wegen seiner Naturschönheiten von vielen Besuchern und Urlaubern geschätzt, sondern auch wegen seiner zahlreichen mittelalterlichen Burgen und Städte, wie z. B. Altensteig, Berneck, Bad Liebenzell, Waldeck, Zavelstein u. a., die mit Recht zu den bedeutenderen Kulturdenkmalen zählen (Abbildung 1).

Im Rahmen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Erfassung von Kulturdenkmalen wurden als mittelalterliche Bodendenkmale auch eine Anzahl von Burgstellen im Landkreis Calw verzeichnet, die dem flüchtigen Betrachter als unansehnlich und unbedeutend erscheinen mögen, jedoch genauso unter Denkmalschutz stehen wie andere Kulturdenkmale, denn es handelt sich dabei um Objekte von besonderer archäologischer und historischer Bedeutung. Im folgenden wird eine kleine Auswahl von Burgresten im Landkreis Calw vorgestellt, die teils in oder unmittelbar bei alten Dorfkernen liegen, teils fernab von ihnen, bisweilen am Rande der jeweiligen Gemarkung.

Trotz der fortschreitenden Umwandlung der heutigen Kulturlandschaft prägen diese mehr oder weniger gut erhaltenen Reste mittelalterlicher Burgen noch immer das Bild einiger Orte. In gleicher Weise gelten ähnliche Burgreste außerhalb der bebauten Gebiete als Anziehungspunkte in der Landschaft und oft auch des Fremdenverkehrs.

Am Anfang der Betrachtung soll eine kleine, stark verschleifte Burganlage stehen, der sogenannte Burggraben in den Dorfwiesen am Westrand von Martinsmoos (Stadt Neubulach, Abbildung 2). Kern der Anlage ist ein kleiner Ringwall von ca. 20 Meter Durchmesser, dessen Höhe kaum einen halben Meter übersteigt. Ringsherum erkennt man einen etwa 12 Meter breiten und bis zu einem halben Meter tiefen Graben. Historisch ist über die Burg in Martinsmoos nichts bekannt. Der Ort selbst erscheint zuerst 1465 als württembergischer Besitz in den Quellen. Die Burganlage dürfte im 13. Jahrhundert entstanden sein.

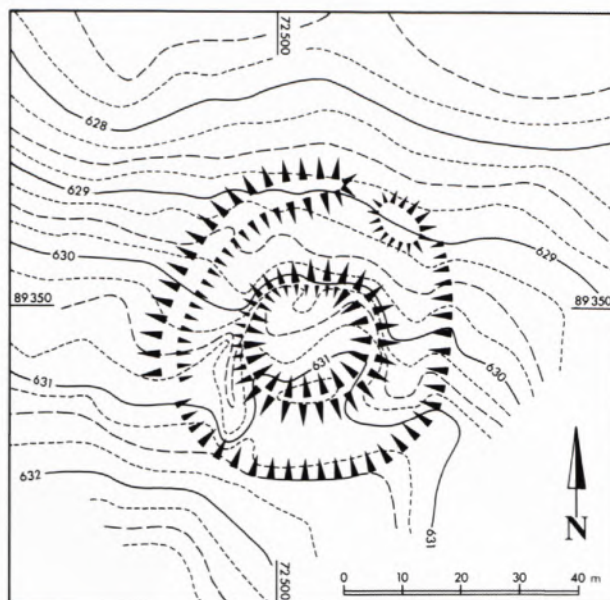
Wesentlich besser erhalten ist die ehemalige Burg am Südostrand des alten Dorfkerns von Altburg (Stadt Calw,



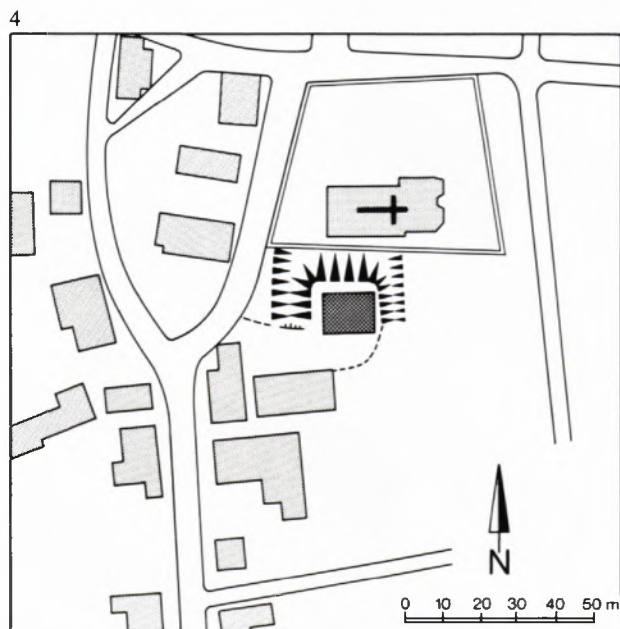
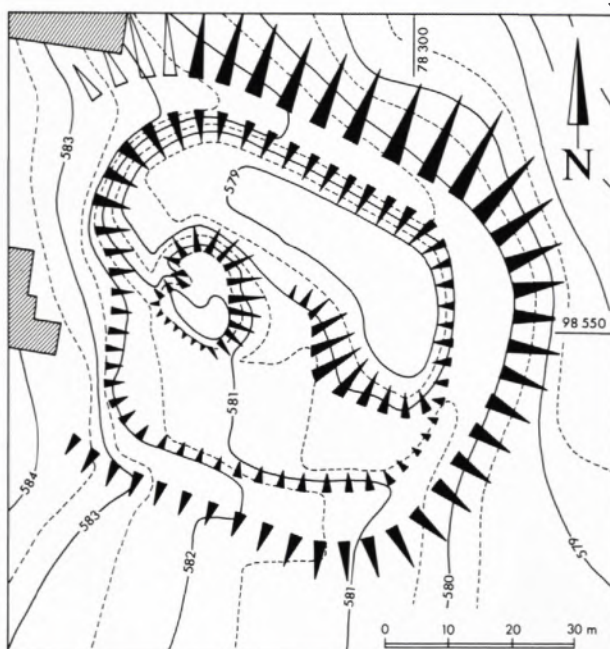
- 1 HOCH- UND SPÄTMITTEL-
ALTERLICHE BURGEN, Burgruinen
und Burgstellen im Raum Calw: 1 Calm-
bach (Wildbad), Schlöfle. 2 Bad Lieben-
zell, Burg Liebenzell. 3 Bad Liebenzell, so-
genanntes Schlayer-Schlöfle. 4 Möttlingen
(Bad Liebenzell), Burgstall. 5 Altburg
(Calw), ehemalige Burg. 6 Calw, ehemalige
Burg. 7 Althengstett, ehemalige Burg. 8 Za-
velstein (Bad Teinach-Zavelstein), Ruine
Zavelstein. 9 Stammheim (Calw), Wasser-
burg „Schlöfle“. 10 Gechingen, ehemalige
Burg. 11 Aichelberg (Wildbad), Ruine
Fautsberg. 12 Neubulach, ehemalige Burg.
13 Stammheim (Calw), Ruine Dicke. 14
Stammheim (Calw), Ruine Waldeck. 15
Gültlingen (Wildberg), Burgstall Haselstall.
16 Gültlingen (Wildberg), ehemalige Orts-
burg. 17 Gültlingen (Wildberg), ehemalige
Gaisburg. 18 Effringen (Wildberg), ehe-
malige Burg im Ziegelbachtal. 19 Effringen
(Wildberg), ehemaliges Grücklersches
Schloß. 20 Wildberg, Ruine Wildberg.
21 Martinsmoos (Neubulach), Burggraben.
22 Simmersfeld, Ruine Schildeck. 23 Horn-
berg (Altensteig), ehemalige Burg Horn-
berg. 24 Berneck (Altensteig), Burg Ber-
neck. 25 Wart (Altensteig), hochmittelal-
terlicher Turmhügel. 26 Altensteig, Burg
Altensteig. 27 Nagold, Ruine Hohennagold.

Abbildung 3). Der im Viereck angelegte Burggraben von 15 bis 20 Meter Breite und bis zu 3 Meter Tiefe wird im Norden, Osten und Süden von einem Erddamm begleitet. Im Westen schneidet er in eine zum Dorf ansteigende Böschung ein. Außer den Resten einer mit Schutt bedeckten Plattform ist von dem ehemals in der Mitte gelegenen Burg- bzw. Schloßgebäude nichts mehr übriggeblieben. Vermutlich ist die Burg oder ihr Vorgänger (ein Hof?) Sitz des um 1150 genannten Edelfreien Hermann von Altburg. Seit 1344 dürften die Truchsessen von Waldeck als Besitzer der Burganlage gelten. Mitte des 16. Jahrhunderts scheint die Burg in Verfall geraten zu sein. Die seit 1690 als neue Besitzer auftretenden Freiherren von Bouwinghausen-Wallmerode bauen auf der alten Burgstelle ein neues Schloß. Ob ältere Teile wiederverwendet wurden, ist unbekannt. Nachdem ein ortsansässiger Bürger 1820 das Schloß gekauft hatte, ließ er das Schloßgebäude 1823 abbrechen. Die um 1860 noch vorhandene, auf zwei Bögen ruhende, über den Graben führende Steinbrücke ist inzwischen verschwunden. Ein Teil der Gräben wurde in jüngerer Zeit aufgefüllt.

Seit 1275 bezeugt ist die heutige evangelische Pfarrkirche in Effringen (Stadt Wildberg, Abbildung 4), die in einem großen Friedhof liegt. Der gotische Chor entstand um 1380, während die dreischiffige Halle erst um 1500 erbaut wurde. Über der Halle haben sich im Dach noch Speichergeschosse erhalten. Vermutlich war der Kirchhof im späten Mittelalter befestigt. An seiner Südseite erheben sich noch die Reste des spätmittelalterlichen Grücklerschen Schlosses. Keller und Teile der bis zu zwei Stockwerken hoch erhaltenen



2
3



2 MARTINSMOOS (STADT NEUBULACH), Burggraben. Kleiner, stark verschleifter Ringwall mit Graben aus dem 13. Jahrhundert.

3 ALTBURG (STADT CALW), ehemalige Burg in den Schloßwiesen am Rand des alten Ortskernes. Die Gräben konnten mit Wasser gefüllt werden. Jüngere Einfüllungen im Süden. Vielleicht schon Mitte des 12. Jahrhunderts gegründet.

4 EFFRINGEN (STADT WILDBERG), ehemaliges Grücklersches Schloß südlich der evangelischen Kirche, deren Kirchhof im Spätmittelalter vermutlich befestigt war. Das Schloß ist aus einem Meierhof des Klosters Stein am Rhein hervorgegangen. Das Gründungsdatum des grabenumwehrten Sitzes mit Resten des spätmittelalterlichen Schloßgebäudes ist unbekannt (spätestens 14. Jahrhundert, vermutlich früher).

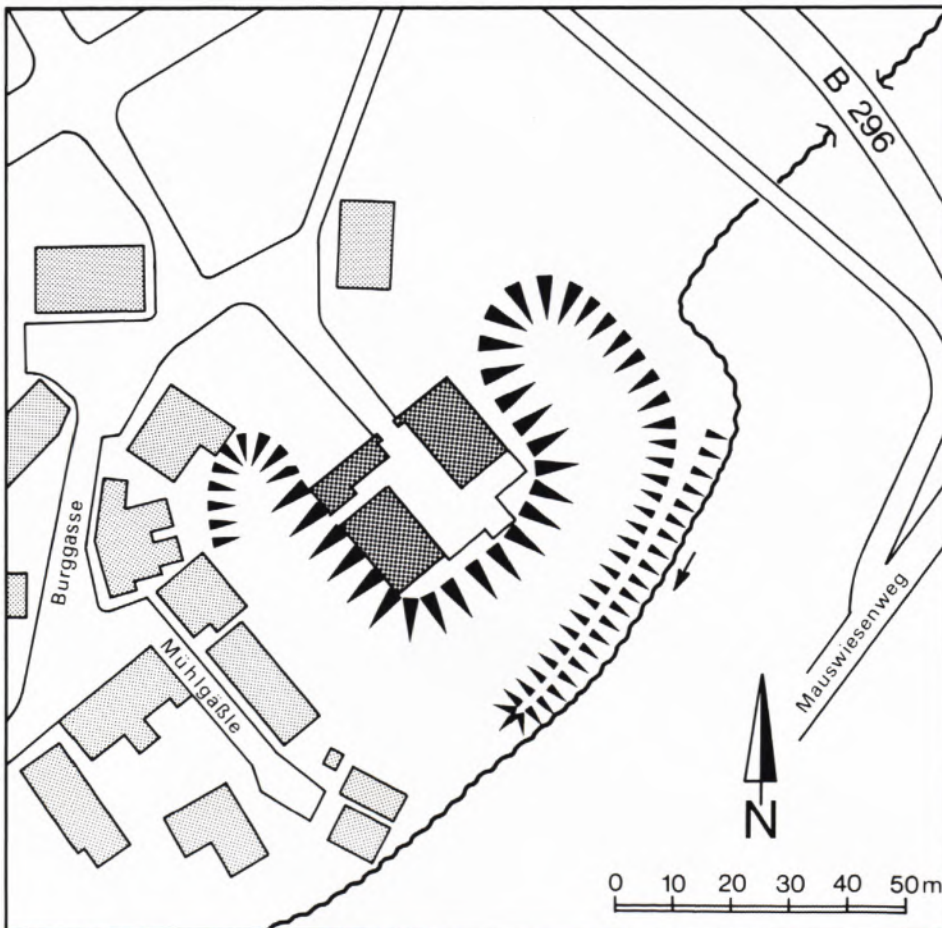
Nord- und Ostwand können als alt gelten. Im 19. Jahrhundert wurde in die Schloßreste ein Bauernhaus eingebaut. Um das Gebäude ziehen sich im Norden, Osten und Westen die Reste des viereckig angelegten Grabens von bis zu 9 Meter Breite und 2 Meter Tiefe. Effringen gehörte im 11./12. Jahrhundert zum Kloster Stein am Rhein, das hier einen Meierhof besaß. Diesen Meierhof kaufte 1379 die durch Bergbau reich gewordene Bürgerfamilie Grückler aus Neubulach zusammen mit dem Patronat über die Kirche. Ob erst die Familie Grückler auf ihrem Grund einen grabenumwehrten Sitz schuf oder eine ältere Anlage weiterbenutzte, ist unbekannt.

Ein weiterer ehemaliger Ortsadelssitz, die Wasserburg „Schlöble“, liegt am Ostrand des alten Ortskerns von Stammheim (Stadt Calw, Abbildung 5). Durch Grabungen des Landesdenkmalamtes zwischen 1968 und 1970, anlässlich der Neuerrichtung eines Hauses auf dem Burggelände, konnte die Geschichte des ehemaligen Wasserschlosses erhellt werden. Als ältestes Gebäude wurde ein Holzhaus mit Firstständern festgestellt. Um die Anlage liefen ein Holz-Erde-Wall und ein Ringgraben. Gebäude und Befestigung entstanden Ende des 13. Jahrhunderts, vielleicht unter Benutzung älterer Teile. Mitte des 14. Jahrhunderts ersetzte man den Holz-Erde-Wall durch die in Teilen noch erhaltene Ringmauer und erhöhte den Innenraum. Die Mauer ist durchschnittlich 1,5 Meter breit und im Aufgehenden noch bis zu 2 Meter hoch. Um 1400 brannte die Burg aus. Wie sie um 1500 aussah, konnte nicht geklärt werden. Später wurde der Innenraum nochmals um 1 Meter erhöht und neu gebaut. Der umlaufende Graben ist weitgehend verfüllt, doch hebt sich das Schlöble noch deutlich von der Umgebung ab. Sicherlich wohnten hier

nicht die im 11. Jahrhundert genannten Edelfreien von Stammheim. Eher dürften die im 13. Jahrhundert erwähnten gleichnamigen Ministerialen als Gründer der Wasserburg gelten. Im 14. Jahrhundert finden sich die Stadelherren von Waldeck als Burgherren. Von diesen gelangt die Anlage an das Kloster Hirsau, dessen Abt Blasius 1491 am Schlöble bauen ließ.

Etwa 1,2 km südlich von Simmersfeld stand im Schneitbachtal bis um 1930 die alte, schon 1371 genannte Schildeckmühle (Abbildung 6). Oberhalb von ihr, auf der rechten Talseite, erhebt sich auf einem kleinen Bergvorsprung die Burg Schildeck. Auf dem runden ebenen Burgplateau von 15 Meter Durchmesser sind, abgesehen von einer Steinreihe, keine Mauerreste erhalten. Gegen die anschließende Höhe im Westen und Südwesten wurde ein ca. 17 Meter breiter und 4 bis 5 Meter tiefer Halsgraben (Abbildung 7) aus dem Felsen geschlagen, der von einer zum Burgplateau führenden Erdbrücke überquert wird. Nordöstlich des steil geböschten Burghügels schneidet sich etwa 3,5 Meter tiefer eine Terrasse sichelförmig in den Hang. Unmittelbar darunter verläuft ein altes Graben- oder Hohlwegstück. 1308 taucht im Gefolge der Grafen von Hohenberg ein ritterliches Geschlecht von Schildeck auf. Über die Grafen von Hohenberg kommt die Burg an Württemberg, das sie Anfang des 17. Jahrhunderts verfallen läßt.

Tief im Wald östlich von Wart (Stadt Altensteig) liegt ein kleiner, von einem Graben umgebener Hügel, der in historischen Quellen nicht genannt ist (Abbildung 8). Auf den topographischen Karten ist er als Grabhügel eingezeichnet, der den Namen Pfaffenhaus trägt. Einigen galt er als Rest einer spätmittelalterlichen Einsiedelei. Andere hielten ihn für das Überbleibsel eines römischen Gutshofes.

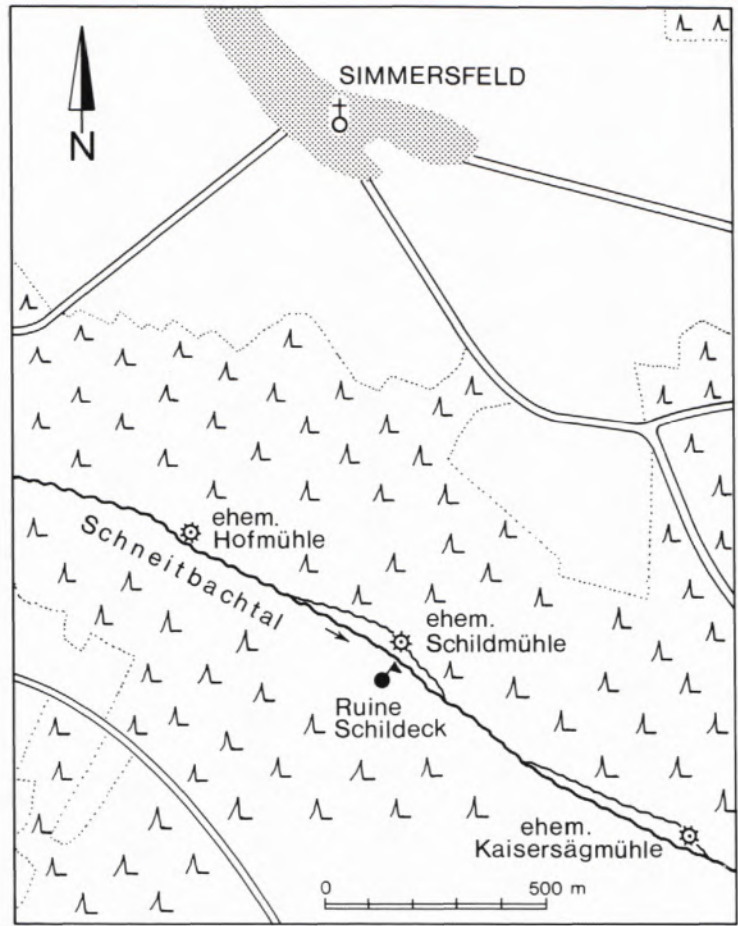


5 STAMMHEIM (STADT CALW), Wasserburg „Schlöble“. Zustand vor 1968: der Wassergraben ist schon lange trockengelegt, sein Nordteil verschüttet. Erste Anlage im 13. Jahrhundert.

SIMMERSFELD, RUINE SCHILDECK.

6 LAGEPLAN. 1,2 Kilometer südlich von Simmersfeld im Schneitbachtal liegt die Ruine Schildeck. Burghügel und Grabenreste des ehemaligen Sitzes gleichnamiger Hohenberger Ministerialen sind erhalten. Ge-gründet im 13. Jahrhundert. Daneben liegen die Reste der im 14. Jahrhundert genannten Schildmühle.

7 HALSGRABEN zwischen Burghügel auf der linken und steilem Hang auf der rechten Seite. Durch den Graben führt heute ein Waldweg vom Schneitbachtal auf die Höhe.



6

7





8 HOCHMITTELALTERLICHER BURGHÜGEL BEI WART (STADT ALTENSTEIG). Ansicht des 3 Meter hohen Hügels mit dem 1 Meter tiefen Ringgraben. Die Steine auf dem Hügelplateau bezeichnen eine moderne Aufgrabung.

In der Tat aber handelt es sich um einen vermutlich hochmittelalterlichen Turmhügel von 3 Meter Höhe. Seine obere Plattform hat einen Durchmesser von 7 Meter. Ringsherum ist deutlich ein 4 Meter breiter und noch 1 Meter tiefer Graben zu erkennen. Leider wurde seine Substanz durch die Anlage eines Schützenloches geschädigt. Welche Aufgabe dieser nahe bei einer Quelle gelegene Turmhügel gehabt hat, ist nur schwer zu ergründen. Hinweise auf eine Siedlung in der Umgebung gibt es nicht.

Auf den hier behandelten Burgen saßen in der Regel Vertreter des niederen Adels, mit Ausnahme des Schlosses von Effringen, wo eine bürgerliche Familie auf einem befestigten Sitz nachgewiesen ist. Aufgrund des bisherigen Kenntnisstandes reichen die Ortsburgen kaum vor das 13. Jahrhundert zurück, abgesehen von der ehemaligen Burg in Altburg, die Mitte des 12. Jahrhunderts ein Angehöriger der edelfreien Herren von Altburg gegründet haben könnte.

Die Burgen am Rande oder innerhalb der Dörfer im Landkreis Calw dürften wenigstens teilweise auf ältere Herren- oder Meierhöfe zurückgehen, die neben oder anstelle der Burg lagen. Burgenbau abseits der Ortschaften kann von dem Wunsch nach einem von Natur aus besser geschützten Burgplatz bestimmt sein. Andererseits bestand die Möglichkeit, außerhalb der dörflichen Flur im Wald einen kleinen autarken Burgbezirk mit Holznutzungs- und Mühlenrechten bzw. neugerodetem Land zu schaffen. Nicht zu übersehen ist, daß Burgenbau auch soziale Abhebung innerhalb der mittelalterlichen, meist dörflichen Gesellschaft bedeutet.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß die aufgeführten Anlagen einen hohen Anschauungswert als noch sichtbare Zeugnisse von Heimat- und Ortsgeschichte besitzen. Ebenso wie andere Kulturdenkmale stehen die behandelten Burgenreste in einer historisch gewachsenen, von Menschen bestimmten Landschaft. Werden diese, für manchen vielleicht unscheinbaren Zeugnisse der Geschichte zerstört, verliert unsere Umwelt ein weiteres Stück ihrer Individualität. Gleichförmigkeit und Langeweile machen sich breit.

Auch die heimatgeschichtliche Seite sollte man nicht außer Betracht lassen. Da in vielen Fällen die Schriftquellen nur spärlich fließen, bleiben Fragen nach Gründungszeit und baulicher Entwicklung der Anlagen oftmals unbeantwortet. Hier ist es unsere Aufgabe, kommenden Generationen originale Substanz zu erhalten für Forschungen, die dann mit weit besseren Methoden und Hilfsmitteln betrieben werden können, als man sich heute vorstellen kann.

Daher bleibt es Ziel und Aufgabe archäologischer Denkmalpflege, auch diese Burgenreste als Zeugnisse menschlicher Kultur und Geschichte zu erhalten. Gerade in einer Zeit, die so sehr dem „Fortschritt“ huldigt, muß langsam erkannt werden, wie wichtig die historische Dimension für den Menschen schlechthin ist. Deshalb müssen wir alles tun, auch die weniger spektakulären Zeugnisse unserer Vergangenheit zu schützen.

*Dr. Hans W. Heine
LDA · Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1*

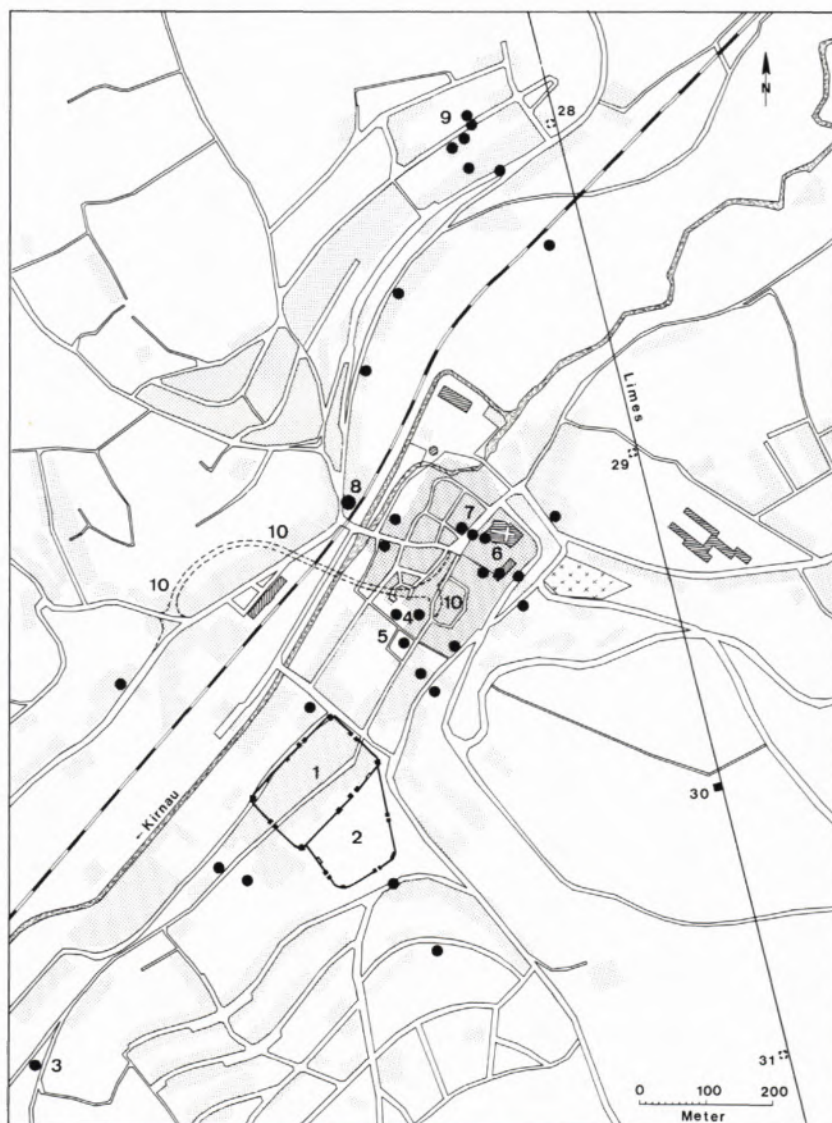
Fridolin Reutti: „Römerstadt Osterburken“

Chancen und Zwänge der Bodendenkmalpflege

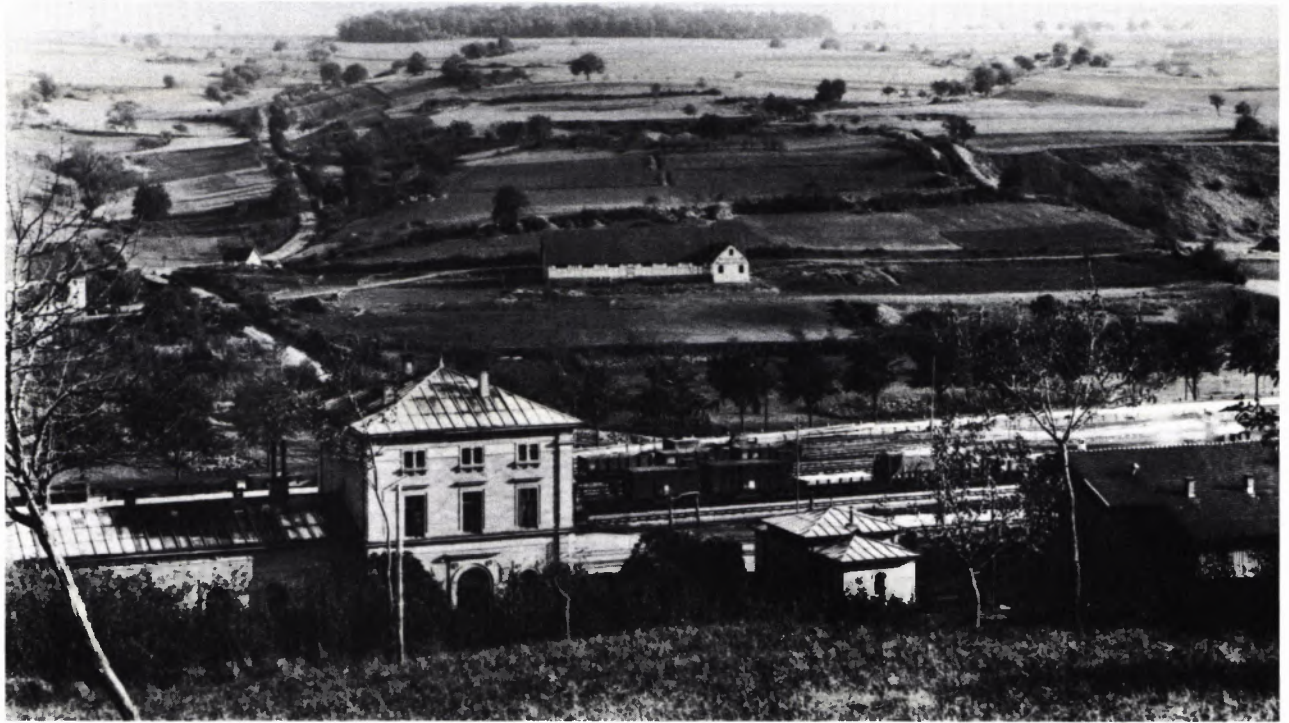
Die Bürger Osterburkens, eines Städtchens im badischen Frankenland an der Ostseite des Odenwalds, wußten seit langem um ihre römische Vergangenheit. Die Lage eines Kastells am südwestlichen Stadtrand war schon im 18. Jahrhundert bekannt. Durch die Bemühungen von Osterburkener Heimatforschern und der Sinsheimer und Mannheimer Altertumsvereine, aber auch durch Zufallsfunde – wie das berühmte große Mithrasrelief – vervollständigte sich im 19. Jahrhundert das Bild von dem römischen Kastellort.

In den Jahren 1892 und 1893 legte Karl Schumacher im Auftrag der Reichs-Limeskommission die zum Teil schon

angegrabenen Umfassungsmauern des Doppelkastells im Gewann „Hager“ vollständig frei, außerdem einige wenige Gebäudereste im Kastellinnern. Auch im Stadtgebiet, wo er mit guten Gründen die zum Kastell gehörige Zivilsiedlung vermutete, unternahm er einige kleinere Untersuchungen. Mit der schon 1895 vorgelegten Publikation (Der obergermanisch-raetische Limes, Abt. B Nr. 40: Das Kastell Osterburken) zog er – sieht man von kleinen Sondagen in den Jahren bis 1912 einmal ab – den vorläufigen Schlußstrich unter die Erforschung der Bodenaltertümer Osterburkens. Was wußte man tatsächlich zu dieser Zeit von der römischen Besiedlung? Das Kastell (vgl. Abbildung 1) lag etwa 500 m



1 RÖMISCHE FUNDE im Stadtgebiet von Osterburken, Neckar-Odenwald-Kreis. Schwarze Punkte = Siedlungsfunde. 1 Kohortenkastell. 2 Annexkastell. 3 Römischer Gutshof (villa rustica). 4 Militärbad. 5 Zweites Bad. 6 Marktplatz. 7 Hypokaustboden. 8 Mithräum. 9 Gräberfeld. 10 Geplante neue Trasse der Bundesstraße. 28 bis 31 Vermutete oder ausgegrabene Limeswachtürme (Zählung nach: Der obergermanisch-raetische Limes, Strecke 8).



2 BLICK AUF DAS KASTELLGELÄNDE von Osterburken, 1892/93. Das langgestreckte Gebäude in der Mitte nimmt die Stelle des Stabsgebäudes im Hauptkastell ein, die lange Hecke dahinter verläuft im Bereich der Mauer zwischen Haupt- und Annexkastell.

hinter dem „vorderen Limes“, jener um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. von der älteren Neckar-Odenwald-Linie um durchschnittlich 20 km nach Osten vorverlegten Grenzbefestigung, die nun schnurgerade vom Main bei Miltenberg bis ins Remstal bei Lorch führte. Das langrechteckige Hauptkastell von etwa 185 m auf 115 m Grundfläche war für die dritte Aquitaner-Kohorte bestimmt, eine Einheit von 500 Infanteristen mit einer beigegebenen Reiterabteilung. Etwa um 185 n. Chr., wie die spätere Forschung feststellte, wurde an der bergseitigen Langseite des Hauptkastells noch ein trapezförmiges Annexkastell angebaut. Vermutlich lagerte in ihm eine kleinere Milizeinheit, wohl der Numerus Brittonum Elantiensium, der der Aquitaner-Kohorte schon an ihrem früheren Standort, Neckarburken, zugeordnet war.

Außer den Wehrmauern mit sämtlichen Türmen und Toren war von dem Doppelkastell wenig bekannt: im Zentrum des Hauptkastells vom Stabsgebäude nur das Fahnenheiligtum und einige wenige weitere Mauern, außerdem in der Nordostecke des Hauptkastells einige Mauerzüge, wohl von einem Getreidespeicher. Vom Innern des Annexkastells kannte man eine Ecke eines kleinen Steinbaus und eine Grube, deren Deutung als Wohngrube oder Zisterne offen blieb.

Außerhalb des Doppelkastells konzentrierten sich die römischen Funde, abgesehen von einem schon 1839 angegrabenen Gutshof („villa rustica“) etwa 550 m südwestlich des Kastells und einiger Straßen- und Gebäude Reste nahe dem Südwest- und dem Nordwesttor des Hauptkastells, in der Hauptsache im Bereich der mittelalterlichen Stadt, also zwischen Kastell und Limes. Mehrfach fanden sich römische Straßenkörper. Die Siedlungsspuren waren so zahlreich, daß Karl Schumacher feststellen konnte, es sei „im Umfang des ganzen Städtchens und noch darüber hinaus kein Punkt, wo nicht bei Neubauten und Tiefgrabungen Mauerwerk, römische Scherben und Kleinaltertümer zum Vorschein kamen und noch kommen“. Besondere Erwähnung verdienen hiervon eine Heizanlage mit Ziegel-

stempeln am „Badischen Hof“ (entdeckt 1839), die Fundstelle des Mithrassteins auf dem rechten Kirnauufer (1861) und Spuren eines Gräberfeldes mit Resten großer Grabmonumente dicht am Limes (1892/93). Von alledem gab und gibt es keinerlei Planaufnahmen, und selbst der Teil der Kleinfunde und Steindenkmäler, der nicht in irgendwelche Privatsammlungen, sondern in die verschiedenen Museen wanderte, ist bis heute völlig unzureichend veröffentlicht.

In den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg erlahmte das Interesse an Osterburkens römischer Vergangenheit – sowohl bei der Stadtbevölkerung selbst als auch innerhalb der Wissenschaft. Die früheren Bemühungen hatten 1911 in der Restaurierung der Kastellmauer ihren sichtbaren Abschluß gefunden. Bezeichnend ist wohl, daß nur die südöstliche Wehrmauer des Hauptkastells und die anschließenden Wehrmauern des Annexkastells in geringer Höhe wieder aufgemauert wurden. Das Gelände des Annexkastells wurde vom Staat angekauft und als Park gestaltet, in dem zwei Kriegerdenkmäler ihren Platz fanden. Sonst blieben Osterburkens römische Reste unsichtbar. War das Gelände des Hauptkastells zur Zeit der Ausgrabungen noch Ackerland, nur ein einziges Gebäude stand dort, so wurde es vor allem in den zwanziger und dreißiger Jahren ohne irgendwelche Einsprüche staatlicher Stellen und ohne nennenswerte archäologische Untersuchungen durch Wohnhäuser und kleinere Landwirtschafts- und Industriegebäude so stark überbaut, daß heute für eine Erforschung der Innenfläche des Kastells nur noch wenige Gärten zur Verfügung stünden (vgl. Abbildungen 2 und 3).

Auch die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg brachte zunächst keine grundsätzliche Wende. In den Jahren 1970 bis 1972 fiel bei der völligen Umgestaltung des Marktplateaus mit Neubau von Rathaus und Kirche so viel römisches Fundmaterial an, daß sich einige Osterburkener Bürger davon kleine Privatsammlungen anlegten. Das damals zuständige Staatliche Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe wurde bedauerlicherweise von den Baumaßnahmen nicht



3 VERGLEICHSAUFNAHME von 1977. Das Gelände des höher gelegenen Annexkastells ist heute Park. Das Hauptkastell davor ist fast völlig überbaut.

rechtzeitig unterrichtet und wäre wegen personeller Unterbesetzung der Abteilung Ur- und Frühgeschichte auch nur begrenzt aktionsfähig gewesen. Dennoch bezeichnet diese Zeit eine Wende.

Ein erster Durchbruch gelang 1973 dem neuen Landesdenkmalamt, Abteilung Bodendenkmalpflege, mit einer kleinen Teilausgrabung in dem durch seine Ziegelstempelfunde schon bekannten Militärbad (vgl. Rolf-Heiner Behrends in Heft 2/1974 des Nachrichtenblatts). Zwar wurde das Landesdenkmalamt auch 1976 von einer Baumaßnahme im Marktplateaubereich erst unterrichtet, als die römischen Gebäudereste in der Baugrube bereits zerstört waren und nur noch am Rande der Unterbau eines großen beheizten Raumes (Hypokaustboden) aufzunehmen blieb, doch als im Herbst desselben Jahres dicht neben dem Militärbad in Richtung auf das Kastell wiederum römisches Mauerwerk bei Bauarbeiten angeschnitten wurde, reagierten die ehrenamtlichen Mitarbeiter mit ihrer Fundmeldung nach Karlsruhe schnell, so daß der verhältnismäßig gut erhaltene Südwestteil eines weiteren, wohl zivilen Badgebäudes unmittelbar neben dem Militärbad von der Grabungsmannschaft des Landesdenkmalamtes provisorisch freigelegt werden konnte. Jetzt kannte der Eifer der Osterburkener Bürger keine Grenzen mehr: Man forderte die Ausgrabung und Restaurierung des ganzen Badgebäudes; über den im Kellergeschoß sichtbaren Ruinen sollte ein kleines Museum errichtet werden; die Stadtverwaltung stellte den Grundstücksbesitzern Ersatzgrundstücke zur Verfügung; ein Geschichtsverein wurde neu gegründet und erhielt innerhalb weniger Wochen fast 30 000 DM Spenden; die Privatsammler gaben bereitwillig ihre römischen Gegenstände vorübergehend zur wissenschaftlichen Bearbeitung nach Karlsruhe; jedes neue Bauvorhaben im Stadtgebiet wurde nun im voraus an die Bodendenkmalpflege gemeldet.

Diese Entwicklung gibt zu denken. Deutlich zeigt sich das Wechselspiel von Engagement der Bürger und Engagement der Denkmalpfleger für die Vergangenheit Osterburkens. Allerdings stößt auch in Osterburken, wie die Ereignisse

gegen Jahresende leider zeigten, das allgemeine Interesse der Bürgerschaft dort an seine Grenzen, wo es mit dem privaten Interesse des einzelnen Bürgers in Konflikt gerät. Aber dennoch ergeben sich noch einmal, vielleicht jetzt zum letzten Mal, insgesamt günstige Voraussetzungen für die Archäologie, vielen ungeklärten Fragen nachzugehen: Gab es im Stadtgebiet noch ein zweites Kastell zwischen dem bekannten Doppelkastell und dem Limes, ähnlich wie in Neckarburken oder einigen Orten am vorderen Limes? Wo lag die inzwischen durch sechs Inschriftsteine sicher bezugte militärische Straßenstation, deren Truppe den Grenzübergang ins freie Germanien kontrollierte? Welche Struktur hatte die römische Zivilsiedlung, die unter dem heutigen Stadtkern zu suchen ist? Hatte sie Einfluß auf die Gestalt der mittelalterlichen Stadt? Wann wurde das römische Osterburken endgültig von den Germanen zerstört?

Der nächste Anlaß für Ausgrabungen ist inzwischen schon programmiert: Ein schienengleicher Bahnübergang der Bundesstraße 292 soll durch eine Brücke ersetzt werden. Die neue Straßentrasse führt durch den mittelalterlichen Siedlungskern. Zahlreiche Häuser müssen wegen des Straßenbaus und der gleichzeitig geplanten Stadtkernsanierung abgerissen werden.

Noch einmal könnte ein größerer Bereich der römischen Zivilsiedlung flächig untersucht werden, sicher eine Chance für die Archäologen, wenn auch im Vergleich zur Situation zur Zeit Schumachers nur noch eine Rest-Chance. Aber sie muß genutzt werden. Die Bodendenkmalpflege ist im Zugzwang, will sie nicht ihre letzten Möglichkeiten zur Erforschung dieses wichtigen römischen Siedlungsplatzes verspielen und gleichzeitig das neu erwachte Interesse der Osterburkener Bürger an ihrer Geschichte wieder erlöschen lassen.

*Dr. Fridolin Reutti
Ellmendinger Straße 62
7500 Karlsruhe 41*

Hans Dieter Ingenhoff: Das Zwiefaltener Münster – Neue Forschungsergebnisse

Die seit drei Jahren andauernden Restaurierungsarbeiten am und im Münster von Zwiefalten sind nicht ohne öffentliche Resonanz geblieben. Vor allem die monochrom gefäßte Nordfassade (siehe Nachrichtenblatt 2/1976, S. 45 ff.), aber auch der inzwischen abgerüstete Südturm mit seiner Fugenmalerei auf gleichfarbigem Grund wie die Nordfassade sind nicht ohne Widerspruch hingenommen worden, wengleich unbezweifelbare Befunde Grundlage für die Wiederherstellung der Fassung waren.

Alle bisherigen Ergebnisse beruhen ausschließlich auf technologischen Untersuchungen. Sowohl bei der Außen- wie bei der Innenrestaurierung konnten mehr und mehr Aufschlüsse gewonnen werden über vielfältige „Restaurierungsmaßnahmen“ seit der Erbauungszeit (siehe Nachrichtenblatt 4/1976, S. 133 ff.). Freilich fehlten bisher die Quellen, die unsere Befunde stützten. Erst neuerliche Forschungen, die im Zusammenhang mit der Restaurierung der Fresken in der Vierung notwendig waren, haben einen überraschenden Fund zutage gefördert.

Im Archiv des Staatlichen Hochbauamtes in Reutlingen konnten eine Fülle von Akten, Protokollen, Verträgen und Nachrichten seit der Säkularisation aufgefunden werden, die bislang Unglaubliches und Widersprüchliches in einem neuen Licht erscheinen lassen. Die Auswertung wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Immerhin ist von einiger Bedeutung, daß die Restaurierung des Äußeren – vor allem, was das Gesamterscheinungsbild betrifft, – neu durchdacht werden muß. Nicht in dem Sinn, daß die bisherigen Ergebnisse zu korrigieren wären, die technologisch und empirisch geschlossenen Folgerungen werden vielmehr bestätigt. Ohne voreilig zu sein, kann aus dem vorliegenden Material der Schluß gezogen werden, daß die verputzten Nord-, Ost- und Südfassaden, wie auch die ursprünglich verputzten Türme mit der Fugenmalerei, sich nicht in der Oberflächenwirkung von der Westfassade abhoben. Die abgebildete Fotografie aus dem Jahre 1907 zeigt die zu einem Drittel eingerüstete Westfassade mit entfernter Putzlage und den noch „unbehandelten“ übrigen Teil.

Aus dem Vertrag des Königlichen Kameralamtes mit dem Gipsermeister Jakob in Zwiefalten vom 17. Mai 1906 geht hervor, daß der Auftrag erteilt wurde, „auf die Dauer von 6 Monaten ein solides Gerüst zu erstellen, sowie das Abstocken und Ausfugen des betreffenden Fassadengemäuers nach spezieller Anleitung der Bauleitung“ auszuführen.

Im Deutschen Volksblatt, Stuttgart, vom 30. November

1907, S. 7, ist schließlich von dem „großartigen Anblick“ die Rede und daß die Fassade, erbaut aus Gauinger Stein, so zum Vorschein kam, „wie die Natur sie bietet“. Aus welchen Quellen die Nachricht des Berichterstatters herührt, daß die bläulich-weiße Übertünchung, die bis 0,5 cm stark war, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgebracht worden sei, ist unbekannt.

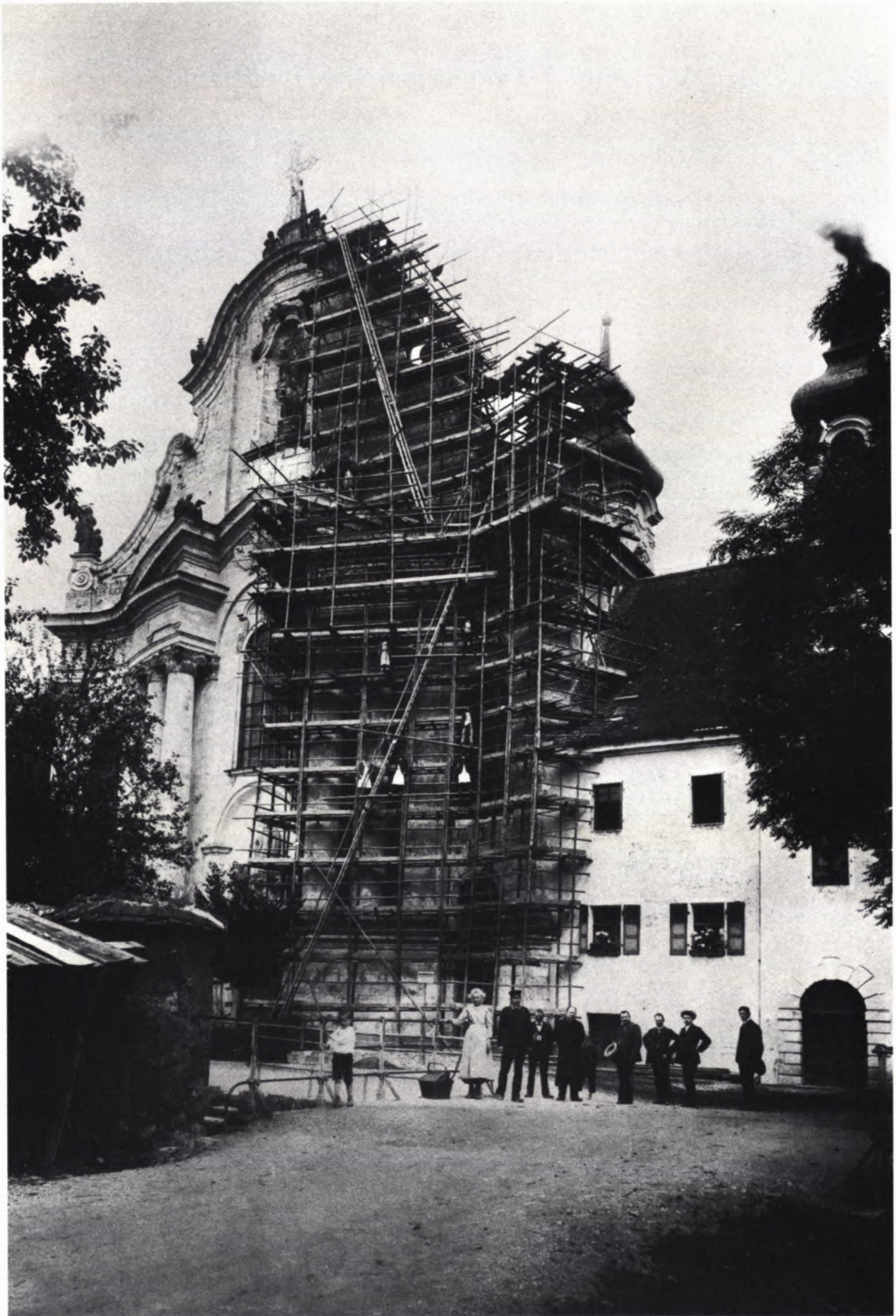
Zweifellos ist mit der wiedergefundenen Fotografie von 1907 eine vor dieser Zeit verputzte Westfassade bestätigt. Bemerkenswert ist, daß in jene Jahre die Gründung des Werkbundes fällt und der Begriff von der Materialgerechtigkeit eine neue Wertvorstellung erhält. Funktionales Bauen, Sichtbarmachen konstruktiver Elemente werden zu Leitgedanken einer neuen Architektur. Es ist unbestritten, daß wir bis heute von solcher Sehweise geprägt sind.

Indessen müssen Konservatoren und Restauratoren immer wieder auf die unterschiedlichen Realitätsbezüge der verschiedenen Architekturepochen achten. Die aufgemalten Steine mit den Fugenbändern an den Türmen des Zwiefaltener Münsters beweisen hinlänglich, daß an dieser Barockarchitektur die Illusion prägendes Merkmal ist, so wie im Inneren ein Höchstmaß an illusionärer Gestaltungskraft den Raum auszeichnet. Außen und Innen bilden ein einheitliches Ganzes, sind aus der gleichen geistigen Haltung konzipiert.

Es stellt sich deshalb die Frage, welchen Maßstab wir, ohne etwas zu präjudizieren, an einen inzwischen selbst historisch gewordenen Tatbestand, nämlich den gewohnten Anblick der rohen Hausteinfassade des Münsters, anlegen. Jedenfalls muß geschichtswissenschaftlich untersucht und geprüft werden, ob eine Kompilation zweier historischer Überlieferungen – wenn wir die Sichtbarmachung des Gauinger Tuffs von 1907 als historisch betrachten wollen – möglich ist.

Der glückliche Umstand, daß wir auf Quellen gestoßen sind, die uns noch zahlreiche Hinweise vor allem bei der Restaurierung des Inneren geben können, verdeutlicht, daß neben der praktischen Arbeit die Forschung zu den übergeordneten Aufgaben gehört. Nur die Erkenntnis historischer Tatbestände hilft uns bei den vielfältig gestellten Aufgaben weiter.

*Dr. Hans Dieter Ingenhoff
Atelier für wissenschaftliche Restaurierung
Fronsbbergstraße 33/1
7400 Tübingen 1*



Inge Schöck: Ein Vorläufer der modernen Sicherheitsschlösser

Daß die volkskundliche Inventarisierung recht daran tut, ihr Augenmerk auch auf Einzelteile an Bauten zu richten, welche selbst nicht unter Denkmalschutz gestellt werden, bestätigt das hölzerne Scheunentorschloß, das in der Gemeinde Kirchentellinsfurt, Kreis Tübingen, „entdeckt“ wurde (Abbildungen 1 und 3).

Es dürfte eines der letzten noch in Funktion befindlichen Schlösser dieser Art in unserer Region sein. Dem Typus nach gehört dieses Sicherheitsschloß, das in allen seinen Teilen aus Holz besteht, zu den Fallriegelschlössern. Es funktioniert nach einem einfachen und doch raffinierten Konstruktionsprinzip, das schon bei den alten Ägyptern bekannt war. Die Verschlussvorrichtung ist auf der Außenseite des Tores angebracht und besteht aus einem auf die Scheunentorbretter aufgenagelten Schloßgehäuse und einem darin geführten Schubriegel mit Einschnitten, den sogenannten Zuhaltungen, in die beim Schließen Sperrklötzchen oder Stifte fallen. Geöffnet wird mit dem seitlich eingesteckten Schlüssel, der die Sperrklötzchen im Umdrehen anhebt.

Der Schloßkörper (Maße: 31 cm hoch, 12 cm breit, 5,5 cm stark) ist mit einem einfachen kreisförmigen Kerbschnittornament verziert, an dem Farbreste auf eine frühere Bemalung hindeuten; den Abschluß bilden oben und unten je zwei Querrillen in schmalen Abständen.

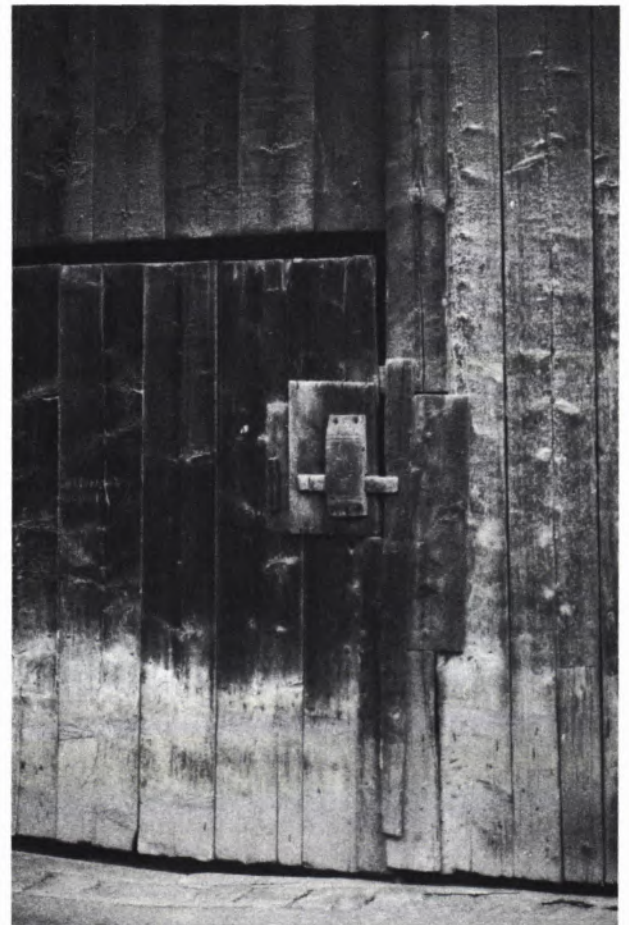
Über das Alter lassen sich keine genauen Angaben machen. Die wenige Literatur, die überhaupt solche hölzernen Schloßvorrichtungen berücksichtigt, hilft kaum weiter. Bekannt sind ähnliche hölzerne Speicherschlösser z. B. aus dem schweizerischen Emmental aus dem 17. Jahrhundert, die eine Jahreszahl tragen. Ihre Datierung verglichen mit dem Baudatum der jeweiligen Speicher läßt zum Teil darauf schließen, daß die Schlösser von älteren Gebäuden für neuere wiederverwendet wurden. Bei dem Kirchentellinsfurter Scheunentorschloß kann vermutet werden, daß bei einer Erneuerung des Scheunentores das Schloß einfach mitsamt einem Bretterstück des alten Tores herausgesägt und auf den neuen Torflügel aufgenagelt wurde.

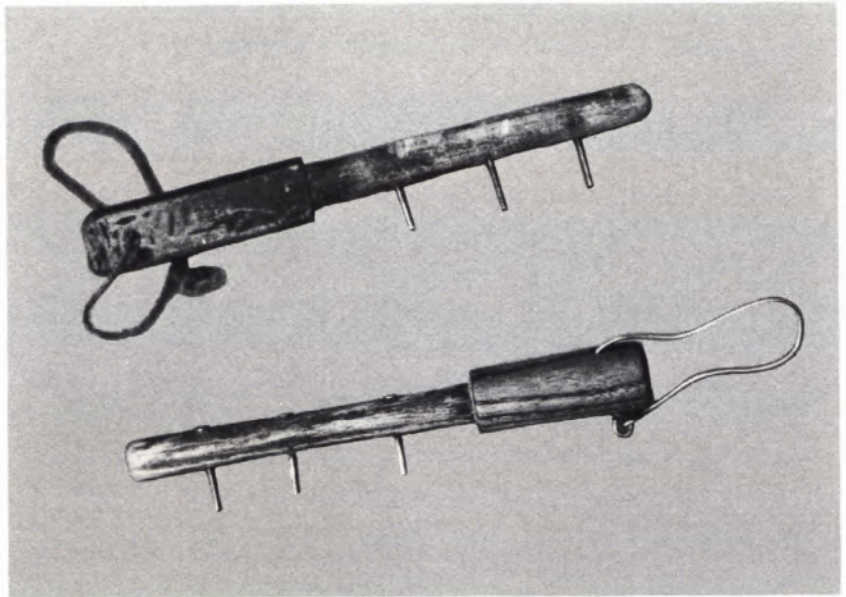
Die drei Schlüssel gehören zwei Familien, die die Scheune benutzen, und sind verschiedene Nacharbeiten des nicht mehr vorhandenen Originals. Nägel ersetzen die früher sicher aus Holz gefertigten kammartigen Vorsprünge am Schlüssel (Abbildung 2).

Dieses Holzschloß ist ohne Zweifel ein Kulturdenkmal und müßte, sollte es je seine Funktion einbüßen, in einem Museum aufbewahrt werden.

*Dr. Inge Schöck
LDA · Volkskunde
Alexanderstraße 9A
7000 Stuttgart 1*

1





2
3



◀ 1 HÖLZERNE FALLRIEGEL-
SCHLOSS an einem Scheunentor in
Kirchentellinsfurt, Kreis Tübingen.

2 SCHLÜSSEL zum Fallriegelschloß.
Drei solcher Nacharbeiten des verlorenen
Originals sind heute noch in Gebrauch.

3 DAS FALLRIEGELSCHLOSS mit
eingestecktem Schlüssel.



1

Dietrich Lutz: Das „Steinerne Roß“ bei Hemsbach (Rhein-Neckar-Kreis), eine karolingische Grenzmarke

Denkmäler der Zeit um 800 sind in unserem Land nicht eben häufig, noch seltener aber sind gesicherte Grenzmarken aus diesem Zeitraum. Deshalb nimmt es ein wenig wunder, daß das „Steinerne Roß“ bei Hemsbach, bei dem es sich mit größter Wahrscheinlichkeit um eine derartige Grenzmarkierung handelt, bisher in der landeskundlichen Literatur nur wenig Beachtung gefunden hat. Selbst die sonst sehr ausführliche Kreisbeschreibung Heidelberg-Mannheim enthält keinen Hinweis auf dieses Geschichtsdokument.

Etwa 2 km nordöstlich der Kirche von Hemsbach und 600 m südöstlich des Altares auf dem Kreuzberg am nach Südwesten zum Hemsbächle geneigten Hang liegt am Rande eines Waldweges ein Stein, der mit etwas Phantasie als das Abbild eines Pferdes aufgefaßt werden kann (Abbildungen 1 und 2). Es ist ein abgerundeter, länglicher Granitblock von etwa 1,5 m Höhe und annähernd doppelter Länge, wie er im Kreuzberggebiet verschiedentlich in mehr oder minder umfangreichen Blockhalden anzutreffen ist.

Die auffällige Gestalt des Steins mag mit dazu geführt

haben, ihn als Grenzzeichen zu verwenden, da er von der Witterung weitgehend unbeeinträchtigt über Jahrhunderte hinweg ein sicheres Merkzeichen war.

So finden wir denn im Nordturm der Heppenheimer Stadtkirche in Formen des 12. Jahrhunderts auf einem querrechteckigen Stein die Wiedergabe einer Urkunde des Jahres 805, die unter anderem auch das „Steinerne Roß“ nennt (Abbildung 3). Es handelt sich dabei um die Festlegung der Grenze des Kirchspiels Heppenheim, die folgenden Wortlaut hat: *Hec est terminatio · istius · ecclesie · Gadero · Rvohardeshloch · Anzen · Ha/sal · Hagenbvoha · svper montem · Emminesberc · vsqve ad Ci/lewardes Dorsvl · Kecelberc · Rorensolv · Ahvrnecga/vsqve · ad · Sihenbach · a · Sihenbach · super Razen · Hagan · a · Razen · Ha/gan · vsqve ad Parvum · Lvdenwisscoz · a · Lvdenwisscoz · vsqve · ad/Mittelecdrvn · Richmannesten · vsqve Albenesbach · vna · Al/benesbach · hvc · altera · illvc · Fronervt · Stennenros · vsqve/Scelmenedal · Megezenrvt · Svzbac · vsqve ad medivm fretvm/Wagendenror · Blvenesbvohel · Hadellenbac · Herdenges/rvno · Snellen · Giezo · vsqve · in*



2

medivm · Wisgoz · et in me/dietate · Wisgoz · vsqve · ad ·
Gaderen · Hec · terminatio · facta · est/anno · dominice ·
incarnationis · D · CCC · V · a · Magno · Karolo ·
Romanorum · Imperatore ·

Da sich ein Teil der Ortsangaben nicht ins Deutsche über-
tragen läßt, sei hier kurz die Übersetzung des Anfangs und
Schlusses wiedergegeben: Das ist die Abgrenzung (des Ge-
bietes) dieser Kirche (es folgen die einzelnen Ortsangaben).
Diese Grenzbeschreibung wurde gemacht im Jahre der

Menschwerdung des Herrn 805 von dem römischen Kaiser
Karl dem Großen.

Die in der Grenzbeschreibung genannten Ortsbezeichnun-
gen konnten bislang noch nicht alle eindeutig identifiziert
werden, da es sich teilweise um längst verschwundene
Punkte handelt. Die Bach-, Berg und Waldnamen, die
überwiegen, erlauben jedoch ein Bild des Kirchspiels Hep-
penheim um 800 zu zeichnen, dessen Südgrenze ungefähr
mit der Nordgrenze des Kirchsprengels von Weinheim
identisch ist. Hier werden gleichzeitig bereits kirchliche
Verhältnisse sichtbar, die bis in die Reformationszeit hinein
bestehen bleiben.

Unter den Punkten, die keine natürlichen Geländemerke-
male wie Bäche und Berge zur Grundlage haben, ist das
„Steinerne Roß“ der einzige, der bis heute mit einiger
Sicherheit lokalisiert und identifiziert werden kann. Wenn-
gleich der Stein vor einiger Zeit beim Wegebau etwas be-
schädigt wurde (Abbildung 2), hat er im wesentlichen heute
noch das Aussehen der Zeit um 800.

Obwohl es sich im Grunde genommen nur um einen einfa-
chen Stein handelt, dem ein Spiel der Natur eine besonders
auffällige Gestalt gegeben hat, haben wir ein Kulturdenkmal
von besonderer Bedeutung vor uns, das es verdient, künftig
etwas mehr beachtet zu werden; der Pflege bedarf es nicht,
solange man die Planierraupe aus dem Spiel läßt.

Literatur:

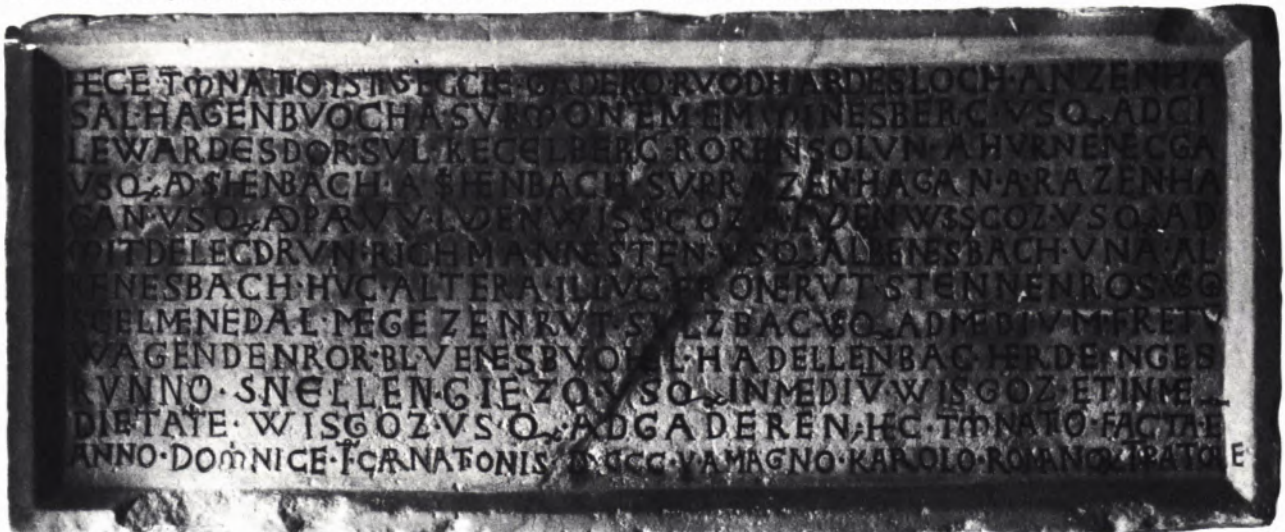
H. Büttner, Heppenheim, Bergstraße und Odenwald. Von
der Franken- zur Stauferzeit. In: 1200 Jahre Heppenheim
(Heppenheim 1955) 27–53.

F. Waller, Die Grenzbestimmung des Heppenheimer Kirch-
spiels vom Jahre 805 (Darmstadt 1893).

Die Stadt- und die Landkreise Heidelberg und Mannheim.
Amtliche Kreisbeschreibung. Band 3 (Karlsruhe 1970)
502–522.

Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1

3 HEPPENHEIM. Inschrifttafel des 12. Jahrhunderts im Nordturm der Stadtkirche St. Peter mit dem Text einer Urkunde von 805, der die
Grenze des Kirchspiels von Heppenheim beschreibt. In der siebten Zeile von oben ist das „Stennenros“ genannt.



Norbert Bongartz: Das Verwaltungsgericht entscheidet . . .

Abweisung einer Feststellungsklage gegen die Kulturdenkmaleigenschaft des „Neuen Stutenstalls“ in Esslingen-Weil

Am 20. Juni 1977 entschied das Verwaltungsgericht Stuttgart in erster Instanz zugunsten eines Gebäudes, das nach Ansicht des Landesdenkmalamtes ein Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz ist, an dessen Erhalt also aus künstlerischen, wissenschaftlichen oder heimatgeschichtlichen Gründen ein öffentliches Interesse besteht.

Im ersten Verwaltungsgerichtsprozeß für den Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Nordwürttemberg seit Inkrafttreten des Denkmalschutzgesetzes ging es um ein Ökonomiegebäude eines ehemaligen Gestüts. Das umstrittene, in der Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete Gebäude gehörte zu dem unter Wilhelm I. gegründeten Gestüt, welches auf dem Gelände des nach und nach abgebrochenen Dominikanerinnenklosters Weil ein Jahr nach der Thronbesteigung des Königs eingerichtet worden war.

Die Klage war eingereicht worden vom Konkursverwalter, der am günstigen Verkauf des zur Konkursmasse der Esslinger Baufirma Grüninger zählenden Grundstücks interessiert war. Der städtische Schätzungsausschuß hatte zur Erstellung seines Gutachtens aufgrund einer früheren Beteiligung des Landesdenkmalamtes in Weil eine erneute

Stellungnahme des Landesdenkmalamtes eingeholt, welches sich veranlaßt sah, erneut auf das öffentliche Interesse an der Erhaltung des Gebäudes hinzuweisen. Daraufhin erreichte die Schätzung des Grundstücks nicht die im Falle einer freien Verfügbarkeit zu erwartende Höhe. Bei dem Schätzpreis für das Grundstück mit Kulturdenkmal von 1 796 000 DM betrug die Differenz zur freien Vermarktung 400 000 DM.

Angesichts des geringen Schätzpreises – aus der Sicht des Klägers ein Mindererlös – strengte der Konkursverwalter die Klage gegen die Feststellung der Kulturdenkmaleigenschaft beim Verwaltungsgericht an und kündigte für den Fall einer Abweisung bereits eine Schadensersatzklage an.

Der auffällige, breit gelagerte, zuletzt als Werkhalle und Gastarbeiter-Unterkunft genutzte Bau setzt sich aus zwei zeltdachüberdeckten Risaliten und einem niedrigeren Zwischentrakt zusammen. Die sauber gearbeiteten, heute weiß geschlemmten Quadermauern sind mit zarten Lisenen gegliedert. Je drei große rundbogige Tore auf jeder Seite und die rundbogigen bzw. quadratischen Fenster ergeben ein ungewöhnlich ruhiges großflächiges Gesamtbild,

1 DAS HAUPTGEBÄUDE DES „NEUEN STUTENSTALLS“ von Südosten. Seine zurückhaltende Architektur ist durchaus anspruchsvoll und schön, für ein Wirtschaftsgebäude ziemlich ungewöhnlich. Wie die im Hof lagernden übriggebliebenen Reste der Baumaschinen harrt das Gebäude nun einer weiteren Verwendung.



welches durch einige zusätzliche Fenstereinbrüche nur unwesentlich beeinträchtigt wird. Dieses Gebäude vertritt den sogenannten württembergischen Kameralamtsstil, eine auch bei frühen Eisenbahnbauten zu beobachtende Mischung aus einem nüchternen Klassizismus und einem neuen Rundbogenstil.

Bei dem vom Landesdenkmalamt vertretenen Erhaltungsinteresse ging und geht es darum, den ehemaligen funktionalen Zusammenhang zwischen den Ökonomieteilen des Gestüts und dem benachbarten von Giovanni Salucci 1818 bis 1820 errichteten klassizistischen Schlößchen (vgl. Abbildung 3 und Nachrichtenblatt 1/1973, S. 28–37) demonstrierbar zu erhalten. Darüber hinaus besteht aus wissenschaftlichen Gründen das Interesse, den Bautyp von Gestütsbauten in einer seltenen Gebäudeform erhalten zu können. Schließlich besitzt der künstlerische Aspekt eines formal ausgeprägten Kameralamtsstil-Gebäudes zum mindesten auf lokaler Ebene eine Bedeutung.

In seinem Urteil VRS IV 414/76 schließt sich das Verwaltungsgericht dieser – hier stark gerafften – Argumentation des Landesdenkmalamtes an, indem es das öffentliche Interesse am Erhalt des Gebäudes bestätigt, wobei es auch dessen guten baulichen Zustand hervorhebt. Bei seiner Entscheidung ging das Gericht „von der Tatsache aus, daß durch die Ereignisse des vergangenen Krieges derart viele Kulturdenkmale auch in Baden-Württemberg unwiderruflich zerstört wurden, so daß bei der Auslegung der im Gesetz enthaltenen unbestimmten Rechtsbegriffe zugunsten der Schutzwürdigkeit ein besonders strenger Maßstab anzulegen ist“.

Mit diesem Satz legt das Gericht den denkmalpflegerischen Auftrag in einer ähnlichen Weise aus wie der Verwaltungsgerichtshof in Mannheim, der am 13. Mai 1977 in letzter Instanz zugunsten der Erhaltung des römischen Kastells in Köngen am Neckar entschied (AZ VGH Ba-Wü 543/76).

In seiner Urteilsbegründung stellt der Verwaltungsgerichtshof in der Frage der besonderen Bedeutung eines Kulturdenkmals fest, es sei „dem Denkmalschutzgesetz weder in seinem Wortlaut noch nach seinem Sinn und Zweck die Entscheidung des Gesetzgebers zu entnehmen, daß von mehreren vergleichbaren Kulturdenkmälern jeweils nur eines den besonderen Schutz durch eine Eintragung in das Denkmalschutzgesetz genießen kann.“ Hiermit wird der konservatorische Grundsatz, daß Vergleichbarkeit die Qualifikation vieler Objekte nicht mindert, höchstrichterlich bestätigt.

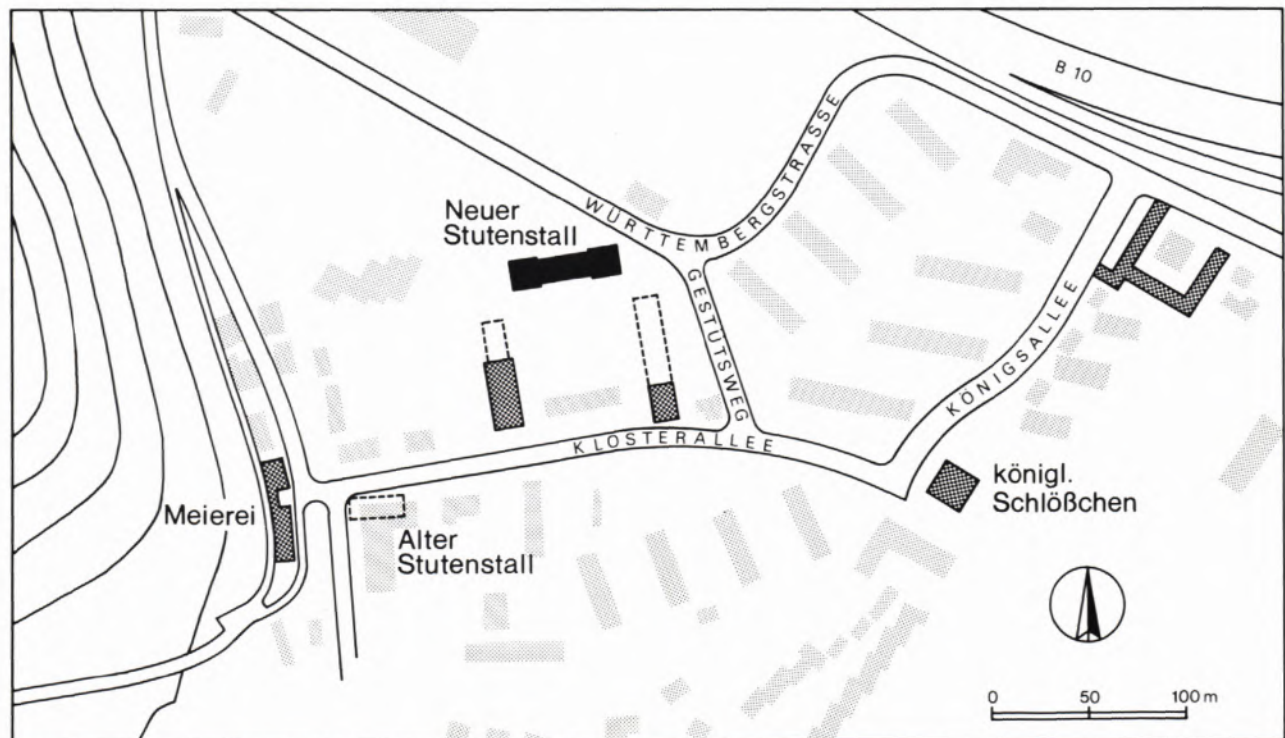
Auf die große Zahl der (einfachen) Kulturdenkmale gemäß § 2 des Denkmalschutzgesetzes übertragen, hieße dies sinngemäß: Es ist dem Denkmalschutzgesetz nicht zu entnehmen, daß von mehreren vergleichbaren Objekten jeweils nur einzelne Beispiele den Rang eines Kulturdenkmals einnehmen können, oder: Das Denkmalschutzgesetz enthält nicht die Verpflichtung, die Listen vergleichbarer Kulturdenkmale auf einige wenige Exempel zusammenzuziehen.

Die zitierten zwei Kernsätze werden wesentlich dazu beitragen, die Rechtsunsicherheit in der Auslegung des vergleichsweise jungen Denkmalschutzgesetzes bei den Behörden und bei den Betroffenen abzubauen.

Nachdem der Kläger gegen das Urteil der ersten Instanz in Berufung gegangen war, bestätigte der Verwaltungsgerichtshof Mannheim am 10. Oktober 1977 das Urteil des Verwaltungsgerichts.

Der Verwaltungsgerichtshof schloß sich der Auffassung an, daß das Gestütsgebäude an dem heimatgeschichtlichen Erinnerungswert ebenso wie das Schlößchen und die Meierei teilnehme, auch wenn „der früher einmal vorhandene Zusammenhang dieser Gebäude durch die starken baulichen Veränderungen in diesem Gebiet heute weitgehend verloren gegangen ist . . . der historische Bezug der Gebäude zueinander ist dem für die Heimatgeschichte aufgeschlossenen Betrachter, der von der Entstehung, Existenz

2 DIE WEIT AUSEINANDERGEZOGENE GESAMTANLAGE des Gestüts in Weil ist heute mit vielen Neubauten durchsetzt. Auch wenn sie städtebaulich nicht mehr als zusammenhängendes Gebilde zur Geltung kommt, besitzen die Einzelgebäude doch noch so viel Eigenwert, daß ihre Erhaltung sinnvoll bleibt.





3 SCHLOSS WEIL. „In kleiner Entfernung von den Oekonomiegebäuden steht in Mitten angenehmer Anlagen das 1819 und 1820 erbaute königliche Landhaus, ein geschmackvoller Pavillon mit einer Aussicht, welche eine um so trefflichere Wirkung macht, als das Auge von diesem Krümmungspunkt des Neckarthals aus das ganze eben so große als anmuthige Gemälde von den Eßlinger Bergen und den ehrwürdigen Thürmen der Stadt bis hinab nach Canstatt überschaut. Das Gebäude . . . bietet in seiner angemessenen innern Einrichtung eine Räumlichkeit, die man nach dem äußern Umfang kaum erwarten sollte. . . Von außen zieht sich ein Bogengang aus Gußeisen um das ganze Gebäude, und über demselben ein ebenfalls eiserner Altan herum.“ Dieser wurde im Sommer mit Markisen verhängt, ist heute aber nicht mehr erhalten. (Beschreibung des Oberamts Eßlingen. Stuttgart und Tübingen 1845, S. 167)

und Bedeutung des Gestüts weiß, trotz dieser baulichen Veränderungen auch heute noch erkennbar.“ Nicht zuletzt aber komme die heimatgeschichtliche Bedeutung auch darin zum Ausdruck, „daß eine an dem Anwesen . . . vorbeiführende Straße den Namen ‚Gestütsweg‘ trägt und damit den Nachweis liefert, daß die Existenz des königlichen Gestüts in der Erinnerung der Bevölkerung auch heute noch wachgehalten wird“. Hiermit sieht das Gericht auch in Straßen- und Flurnamen Kriterien für den Schutz von Kulturdenkmälern.

Der Verwaltungsgerichtshof sah zwar auch das Problem, daß bei Verkauf eines Kulturdenkmals der Marktwert des Grundstücks allein durch die Feststellung bzw. die Existenz einer Denkmaleigenschaft beträchtlich eingeschränkt sein

könne. Es sei aber nicht möglich, die im Denkmalschutzgesetz erst in Fällen konkreter Veränderungs- oder Abrißforderungen vorgesehene Abwägung zwischen dem öffentlichen und dem privaten Interesse bereits vor einem Verkauf vorzunehmen. Dies heißt wohl: Ein erhaltenswertes Kulturdenkmal kann seinen kulturhistorischen Wert nicht deshalb verlieren, bzw. die Denkmalpflege kann ihr Interesse an der Erhaltung eines Kulturdenkmals nicht deshalb zurückstellen, weil dieses der Erreichung eines günstigen Verkaufsgewinnes im Wege steht.

Dr. Norbert Bongartz
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1

Mitteilungen

Buchbesprechung

Herbert Berner (Hrsg.), Bodman. Dorf, Kaiserpfalz, Adel. Band 1 (zugleich Bodensee Bibliothek Band 13), 352 Seiten. Sigmaringen (Jan Thorbecke Verlag) 1977, ISBN 3-7995-5113-1.

Es ist im Normalfall nicht Sache dieser Zeitschrift, Ortschroniken und Regionalgeschichten vorzustellen oder zu besprechen. Wenn wir mit der Geschichte Bodmans, deren erster Band soeben erschienen ist, eine Ausnahme machen, hat dies seine Gründe. Zum einen übertrifft Bodman vor allem im frühen und hohen Mittelalter an Bedeutung viele Orte des an bedeutenden Plätzen nicht eben armen Bodenseeraumes. Zum anderen fand unter der Herausgeberschaft Herbert Berners ein Autorenteam zusammen, das, wie selten in einem solchen Fall, geeignet ist, die Geschichte des Ortes in einem größeren Zusammenhang zu sehen und darzustellen.

Bereits die Ur- und Frühgeschichte wird durch drei Beiträge von verschiedenen Seiten beleuchtet. Den Anfang macht Wolfgang Taute mit der Darstellung der „Problematik von Mesolithikum und Frühneolithikum am Bodensee“, wobei die Sammlung Paul Webers aus Bodman wichtige Beiträge zur Geschichte der Besiedlung liefert. Die weitere Entwicklung bis zur alamanischen Landnahme skizziert Jörg Aufdermauer, das Schwergewicht entsprechend der Bedeutung des Fundplatzes auf das Neolithikum (Pfahlbauten) und die Reihengräberzeit legend. Hinzu kommt ein besonderer Beitrag von Aufdermauer und Franz Götz über die Ausgrabung einer römischen Niederlassung bei Bodman im Jahre 1686, die mithin zu den ältesten Unternehmungen dieser Art in Südwestdeutschland zu rechnen ist.

Die Darstellung der mittelalterlichen Geschichte eröffnet Wolfgang Erdmann mit einem Beitrag „Zur archäologischen Erforschung der Pfalz Bodman“, die bereits

1872 mehr durch Zufall einsetzte und trotz der umfangreichen Grabungen Konrad Plaths 1892 und 1904 sowie einiger Sondierungen Rolf Dehns 1970 und des Verfassers 1975 bislang nur ein fragmentarisches Bild zu liefern vermochte, das nur neuerliche systematische Untersuchungen vervollständigen könnten. Erdmanns Zusammenfassung des vorliegenden Materials schafft hierzu die notwendigen Voraussetzungen.

Die Beiträge von Bruno Boesch („Zum Namen Bodman“) und Hans Lieb („Bodman und der Anonymus Ravennas“) beschäftigen sich mit den frühen Nennungen des Ortes und der Herleitung des Namens. Besondere Aufmerksamkeit verdient Friedrich Wielands Bericht über die „Münzprägung in Bodman zur Merowingerzeit“, der durch den Nachweis zweier Münzperioden in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts zur Erhellung der Bedeutung des Königshofes in der Frühzeit beiträgt.

Auf den Seiten 169 bis 230 behandelt Arno Borst die Geschichte der Pfalz Bodman, die den Ort von der Mitte des 8. Jahrhunderts an für mehr als ein Jahrhundert zu einem der bedeutendsten Plätze am See werden ließ, der seitdem nach ihm genannt wird: Lacus potamicus – Bodensee. Mit immenser Kenntnis und Gründlichkeit hat Borst alle Aspekte der Geschichte der Pfalz Bodman und ihrer Bedeutung vor allem für die späten Karolinger und die frühen Ottonen aufgezeigt und damit die weit über das Lokale und Regionale hinausgehende Bedeutung des Ortes veranschaulicht.

Ihm folgt der Bericht von Helmut G. Walther über den Fiskus Bodman, der die Geschichte des Königsbesitzes mit dem Zentrum in Bodman über sechs Jahrhunderte hinweg behandelt. Auch hier zeigt sich einmal mehr die weitreichende Bedeutung des Ortes vor allem im 8. und 9. Jahrhundert. Johannes Duft schildert nachfolgend die Beziehungen des heiligen Otmar zu Bodman, der hier im Jahre 759 kurzzeitig eingekerkert war und in dessen von Walahfrid Strabo 833/834 verfaßter Vita erstmals vom Bodmansee – Bodensee die Rede ist. Helmut Maurer gibt mit seinem Beitrag über „Bodman, Wahlwies, der Hohentwiel und die Begründung der Herzogsherrschaft in Schwaben“ einen Einblick in die Geschehnisse des 10. Jahrhunderts und die Rolle, die Bodman im Verein mit den anderen Orten hierbei spielte. Hans Jänichens Ausführungen über „Die Pfalz Bodman und die schwäbische Pfalzgrafschaft im Hochmittelalter“ zeigt die im Hochmittelalter noch bedeutende Rolle des Ortes für die politische Entwicklung Schwabens.

Der letzte Beitrag von Karl Schmid „«Eberhardus comes de Potamo», Erwägungen über das Zueinander von Pfalzort, Kirche und Adels Herrschaft“ leitet mit der Frage nach der Familienzugehörigkeit dieses im Kloster Petershausen bestatteten Mannes über zu der seit dem 12. Jahrhundert bis heute für den Ort so bedeutungsvoll gewordenen Familie der Herren von Bodman.

Fassen wir nach der Lektüre des Bandes die gewonnenen Eindrücke zusammen, gelangt man zu dem Ergebnis, daß hier die Geschichte eines in vielfältiger Weise mit den Ereignissen der Region, zeitweilig sogar des ganzen mittelalterlichen Reiches eng verbundenen Ortes von einem Autorenteam dargestellt wurde, das für die jeweiligen Sachgebiete die besten Kenner in sich vereinigt. Ihnen ist es gelungen, von verschiedenen Fragestellungen ausgehend, ein Bild der geschichtlichen Entwicklung Bodmans, eingebettet in die Landes- und Reichsgeschichte, zu entwickeln, das in exemplarischer Weise zeigt, welche Möglichkeiten in „Ortsgeschichte“ stecken. Wenngleich aufgrund der in vielen Bereichen lückenhaften Quellenlage manches Fragezeichen bleiben muß, darf man doch sagen, daß mit dieser Arbeit ein weiterer wichtiger Schritt zur Erforschung der Geschichte des Bodenseeraumes getan wurde.

Die Gemeinde Bodman ist zu beglückwünschen zu ihrem Mut, dieses weit über ihre

Grenzen hinausreichende Werk in Angriff genommen und wenigstens für den ersten Teil auch zu einem glücklichen Ende gebracht zu haben. Letztlich – und das ist mit einer der Gründe für die Besprechung im Nachrichtenblatt – bleibt zu hoffen, daß diese mustergültige Arbeit Nachahmung findet, auch bei weniger im Brennpunkt stehenden Orten und Städten unseres Landes, unter denen es noch manche gibt, die eine solide gearbeitete Ortsgeschichte entbehren.

Dietrich Lutz

Ausstellung der Bodendenkmalpflege in Freiburg

Neue alamannische Grabfunde in Hüfingen 1966–1976

Eine Ausstellung des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg, im Museum für Völkerkunde Freiburg, Gerberau 32

vom 3. 2. 1978 bis zum 30. 4. 1978

Öffnungszeiten:
Dienstag–Samstag 10 bis 17 Uhr
Sonntag 10 bis 13 Uhr

Montag geschlossen

Das Gräberfeld von Hüfingen führt uns mit seinen reichen Funden in eine Zeit zurück, in der das römische Reich durch neue politische Kräfte abgelöst wird. Wir stehen am Beginn des Mittelalters. In unserem Raum sind es zunächst die Alamannen, später auch die Franken, die das Land besiedeln, entwickeln und eine neue politische Ordnung begründen. Die allmähliche Christianisierung dieser „barbarischen“ Völker bringt mit der Kirche einen weiteren Faktor ins Spiel, der für die kommende Entwicklung entscheidend wird. Auch dieser geistig und kulturell bedeutsame Prozeß spiegelt sich in den hier gezeigten Funden, in den Dingen, mit denen die Hüfingen Bevölkerung im frühen Mittelalter ihre Toten ausgestattet hat. —

Die vom Landesdenkmalamt vorbereitete Ausstellung über die Grabungen von Hüfingen wird, nachdem sie bereits im letzten Jahr in Donaueschingen zu sehen war, nun auch in Freiburg gezeigt.

Personalia

Restaurator Hans Manz 80 Jahre

Im Dezember 1977 feierte Hans Manz seinen achtzigsten Geburtstag. Der in Winterreute, Kreis Biberach, geborene Sohn eines Landwirts studierte in Ulm und München mit dem Ziel, Kunstmaler zu werden, und fand Anfang der zwanziger Jahre zur Kirchenmalerei, der Disziplin, welche mehr und mehr mit Restaurierungen betraut wurde.

Seine erste selbständige Arbeit war die Restaurierung einiger Kapellen in der Zwiefaltener Klosterkirche 1932. Es schlossen sich zahlreiche Restaurierungen auch prominenter Baudenkmale unseres Landes an, die wichtige Etappen in der Denkmalpflege Baden-Württembergs markieren.

Vier Jahrzehnte lang hat er mit seiner Werkstatt bis 1971 etwa 180 Restaurierungen durchgeführt. Seine damaligen Schüler und Mitarbeiter, heute selbständig, führen sein Werk fort: Einige durch Manz restaurierte Bauten sind in letzter Zeit erneut von seinen früheren Mitarbeitern restauriert worden, so die Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen.

Norbert Bongartz

Klaus Pieper Dr.-Ing. E. h.

Die Fakultät für Architektur der Universität Karlsruhe (TH) hat Professor Dr.-Ing. Klaus Pieper, Technische Universität Braunschweig, am 13. Juni 1977 in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen bei der konstruktiven Sicherung historischer Bauten die Würde eines Doktor-Ingenieurs ehrenhalber verliehen.

Mit Klaus Pieper wurde ein Mann geehrt, der nie viel Aufhebens gemacht hat von der großen Leistung, mit der er – als Ingenieur, Forscher und Lehrer – historische Bausubstanz vor dem Verfall bewahren half, auch zu Zeiten, da seine Mitbürger, im Drang der Geschäfte, dafür weniger Verständnis aufbrachten als heute. Dabei ging es ihm immer um „lebendige Denkmalpflege“, er wollte nichts bewahren allein des Bewahrens wegen. Das hat er in seinen Veröffentlichungen schon frühzeitig deutlich gemacht.

Klaus Pieper wuchs in Lübeck auf, einer Stadt, der er verbunden blieb als seiner eigentlichen Heimat bis zum heutigen Tage. Sein Vater war dort Architekt und Stadtbaudirektor. Der Sohn hat – nach dem Studium des Bauingenieurwesens und der Promotion in Dresden und nach seiner Kriegstätigkeit, als Leiter einer Hochgebirgsbaustelle des Tauernkraftwerkes Kaprun – noch kurze Zeit mit dem Vater zusammenarbeiten können. Er hat 1946, nach dem Tode des Vaters, dessen Gedanken und Skizzen zum Wiederaufbau Lübecks in einem Buch zusammengefaßt und herausgegeben. In der Bauverwaltung der kriegszerstörten Stadt wurde er dann

Leiter der Prüfstelle für Baustatik. So kam er, von der Verantwortung und vom persönlichen Interesse her, zur ingenieurmäßigen Beschäftigung mit den historischen Bauten, an denen Lübeck so reich ist.

Die konstruktive Sicherung und der Wiederaufbau der Marienkirche war, wie er selbst sagt, sein „Gesellenstück“. Dabei ging es auch um den Wiederaufbau der Türme, wofür er, zusammen mit Baumeister Trautsch aus Lübeck, gemauerte Turmspitzen aus Beton-Hohlblocksteinen entwickelte, eine Lösung, die später noch bei vielen anderen Kirchtürmen zur Ausführung kam. In der Folge bekam Klaus Pieper fast alle Aufgaben der konstruktiven Sicherung historischer Bauten Lübecks übertragen – Rathaus, Unterfangung der Domtürme, Kirchendächer und weitere Turmspitzen – dazu viele Sicherungsarbeiten in Schleswig-Holstein und Hamburg.

1959 wurde er als Ordinarius für Hochbaustatik an die Architekturabteilung der Technischen Hochschule Braunschweig berufen. Sein Tätigkeitsfeld weitete sich aus: Lehre in den Fächern Statik und Festigkeit, Stahlbau, Holzbau, Grundbau, dazu viel individuelle Entwurfsberatung der Studenten; dann, erstmals nach dem Kriege in Deutschland, das Vertieferefach „Sicherung alter Bauten“, in dem er seine reichen Erfahrungen auf diesem Gebiet weitergibt, systematisch aufbereitet und aktuell zur Diskussion stellt. Forschungsarbeiten, insbesondere im Silobau, aber

auch im Mauerwerksbau, brachten weltweite Anerkennung. Dazu kamen vielfältige praktische Tätigkeiten als Gutachter, Ingenieur, Prüfingenieur – ein Arbeitsprogramm ohnegleichen, gewiß, aber stets hatte und hat die Tätigkeit als Hochschullehrer Vorrang vor allem anderen, die Arbeit mit den Studenten stand und steht an erster Stelle. Für seinen Einsatz genießt er hohe Anerkennung bei Studenten, Assistenten, Professorenkollegen. Nicht allen hat er es immer leicht gemacht – und kantig sein kann er auch. Aber seine Geradlinigkeit und Offenheit verschafften ihm hohen Respekt, man weiß, woran man bei ihm ist.

Der konstruktiven Sicherung historischer Bauten gilt nicht nur das Können von Professor Pieper, sondern auch seine Liebe. Über 100 Bauwerke sind es inzwischen, die, in ganz Deutschland, seine Hilfe erfuhren, stolze norddeutsche Dome der Backstein- und Werksteingotik – Lübeck, Schleswig, Hamburg, Bremen, Braunschweig, Bielefeld, Königsutter –, große süddeutsche Barockkirchen – Neresheim –, ebenso aber viele kleine, bescheidenere Bauten. Klaus Pieper hat Gutachten über ihre Sicherheit und Sicherung abgegeben und bei den meisten von ihnen auch die Verantwortung für die Sicherungsarbeiten übernommen. Dabei hat er Lösungen entwickelt, für die es keine Vorbilder gab, neue Bauarten für alte Bauten gefördert, den Ingenieuren und Architekten ein erprobtes Instrumentarium von Beobach-

tungs-, Untersuchungs- und Sanierungsmethoden erschlossen und in der Forschung mehr und mehr Grund gelegt für das, was den alten Bauten weiter Bestand geben soll.

Eine große Zahl ehemaliger Schüler, Assistenten und Doktoranden hat von Klaus Pieper gelernt, kritisch an die Probleme heranzugehen, den gängigen Klischees zu mißtrauen, die Dinge lieber unkonventionell zu betrachten, die gesunde Mitte zu suchen im Bauen, zwischen Theorie und Praxis. Alle „Ehemaligen“ finden immer wieder gern zu ihm zurück, um sich Rat zu holen, um nach seiner Erfahrung zu fragen, aber auch, weil er menschliche Verbundenheit zu schaffen verstand, weil er mit selbstverständlicher Art und schlichter Bescheidenheit allen seinen Mitarbeitern zum Vorbild wurde.

Fritz Wenzel

Mit der Denkmalpflege in Baden-Württemberg ist Klaus Pieper nicht nur durch seine Arbeit an der Klosterkirche Neresheim verbunden. Er hat sich bei der Sicherung des Blauen Turms in Wimpfen verdient gemacht. Darüber berichteten wir in Heft 2/1972, S. 34–37. Und er ist bei mehreren anderen Fällen als Gutachter tätig gewesen. Für das Nachrichtenblatt hat er einen Beitrag über seine Arbeit geschrieben. „Von der konstruktiven Sicherung historischer Bauten“, der in Heft 1/1976, S. 11–13 erschienen ist.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

Bettina Eickhoff, Ehingen 20 Abb. 5;

Horst Wengerter, Besigheim 12 Abb. 2 und 3, 13, 15, 16;

Staatliches Hochbauamt Reutlingen 43;

LDA-Karlsruhe 37, 38, 40, 41, 46, 47;

LDA-Stuttgart 50; (Fotos E. Pillmayer) Titelbild, 1, 3, 6, 12 Abb. 1, 14, 48; (Fotos Dr. I. Schöck) 9, 10, 44, 45; (Postkarte, 1908) 2 Abb. 2;

LDA-Tübingen (Fotos Dr. Hell, Reutlingen) 30, 31; (Foto Dr. B. Lipps-Kant) 20 Abb. 6; (Fotos Werner Faiss, Rottenburg) 24–29, 32, 33; (Lithographie Eberhard Emminger, um 1865) 17; (Stich Matthäus Merian, 1643) 18;

Aus: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus (48. Jg., Stuttgart 1906, S. 176/177) 2 Abb. 3;

Aus: Gerd Maier, Biberach. Geschichte und Gegenwart (Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1972, S. 53) 19

Die gezeichneten Vorlagen lieferten:

Horst Wengerter, Besigheim 13;

LDA-Karlsruhe (Zeichnung Th. Schwarz, Stuttgart) 34–37; 39;

LDA-Stuttgart 8; (Zeichnung Th. Schwarz) 49;

Aus: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus (48. Jg., Stuttgart 1906, S. 184 und 185) 4, (49. Jg., Stuttgart 1907, S. 209) 5;

Aus: Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg. Donaukreis, Oberamt Biberach (Esslingen 1909, S. 35) 19;

Nach: Die Kunst- und Altertums-Denkmale in Württemberg. Kreis Riedlingen (Stuttgart und Berlin 1936, S. 150, 151, 154) 22, 23

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Als einer der im Denkmalschutzgesetz § 3 Abs. 1 benannten Denkmalschutzbehörden fällt dem Landesdenkmalamt BW die vom Gesetz in § 1 definierte Aufgabe zu, Kulturdenkmale zu schützen und zu pflegen, insbesondere den Zustand der Kulturdenkmale zu überwachen sowie auf die Abwendung von Gefährdungen und die Bergung von Kulturdenkmalen hinzuwirken. Im Rahmen dieser Verpflichtung steht im Vordergrund die Pflege der Kulturdenkmale, die von den fachlich geschulten Konservatoren des Landesdenkmalamtes besorgt wird. Im Zusammenhang damit hat das Denkmalamt im wesentlichen auch die in § 6 DSchG festgestellte Pflicht des Landes zu erfüllen, Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel durch die Hergabe von Zuschüssen zu fördern und zu unterstützen.

Beides, pflegerische Tätigkeit und Zuschußwesen, bedingt einen engen, meist persönlichen Kontakt zwischen dem Landesdenkmalamt und den Eigentümern der betroffenen Denkmale. Diese unerläßliche Verbindung zu intensivieren, wurde das Denkmalamt zwar zentral organisiert, nicht aber an einem Ort installiert. Es wurden vier Dienststellen eingerichtet, deren jede einen bestimmten der einstweilen von den Grenzen der Regierungspräsidien umrissenen vier Landesteile verantwortlich zu betreuen hat. Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Zentralstelle Stuttgart

Amtsleitung und Verwaltung

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Eugenstraße 3
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12/52 73

Archäologie des Mittelalters

Teckstraße 56
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 28 01 01/ App. 64

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schillerplatz 1
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 21 93/29 80

Volkskunde (Württ. Landesstelle)

Alexanderstraße 9A
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 2 12/52 90

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Colombistraße 4
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 2 04 20 25

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Adelhauserstraße 33
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 3 27 19

Volkskunde (Badische Landesstelle)

Schwaighofstraße 13
7800 Freiburg i. Br.
Telefon (07 61) 7 40 11

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Dienststellenleitung
und sämtliche Abteilungen

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 2 62 79 und 2 98 66

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Dienststellenleitung und
Abt. I (Bau- u. Kunstdenkmalpflege)

Schönbuchstraße 50
7400 Tübingen 1-Bebenhausen
Telefon (07 071) 6 20 11 und 6 20 12

Abt. II (Bodendenkmalpflege)

Schloß/Fünfeckturm
7400 Tübingen
Telefon (07 071) 2 29 90

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Die Denkmalpflege hat seit jeher auch einen wissenschaftlichen Auftrag zu erfüllen, nicht nur, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse vielfältigster Art bei der praktischen Betreuung der Kulturdenkmale anwendet, sondern vor allem dort, wo sie selbst Grundlagenforschung treibt. Das ist in erster Linie bei der Herausgabe wissenschaftlicher Inventare der Kulturdenkmale der Fall, aber auch in zahlreichen Einzeluntersuchungen, die vornehmlich bestimmten Themen, einzelnen Monumenten und deren Restaurierung oder den archäologischen Ergebnissen der vom Landesdenkmalamt durchgeführten Ausgrabungen gewidmet sind. Die verschiedenen Sparten der Denkmalpflege geben diese Publikationen in eigenen fachbezogenen Reihen heraus. Sämtliche Veröffentlichungen können durch den Buchhandel bezogen werden.

- | | | | |
|--|--|--|---|
| Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg
Deutscher Kunstverlag | Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg
Verlag Müller & Gräff | Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg
Verlag Müller & Gräff | Band 5
Hans Klumbach
<i>Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)</i>
Stuttgart 1973 |
| Band 1
Peter Breitling · Hans Detlev Kammeier · Gerhard Loch
<i>Tübingen
Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns</i>
München/Berlin 1971 | Band 1
1971-1973 (Sammelband)
Stuttgart 1973 | Band 1
Rolf Dehn
<i>Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg</i>
Stuttgart 1972 | Band 6
Dieter Planck
<i>Arae Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil</i>
Stuttgart 1975 |
| Band 2
Reinhard Lieske
<i>Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg</i>
München/Berlin 1973 | Band 2
Herbert und Elke Schwedt
<i>Malerei auf Narrenkleidern
Die Häs- und Hanselmaler in Südwestdeutschland</i>
Stuttgart 1975 | Band 2
Eduard M. Neuffer
<i>Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)</i>
Stuttgart 1972 | Band 7
Hermann Friedrich Müller
<i>Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)</i>
Stuttgart 1976 |
| Band 3
<i>Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt</i>
München/Berlin 1973 | Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Verlag Müller & Gräff | Band 3
Robert Koch
<i>Das Erdwerk der Michelsberger Kultur auf dem Hetzenberg bei Heilbronn-Neckargartach</i>
Teil 2: Alix Irene Beyer
<i>Die Tierknochenfunde</i>
Stuttgart 1972 | Band 8
Jens Lüning · Hartwig Zürn
<i>Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“
Markung Ludwigsburg</i>
Stuttgart 1977 |
| Band 4
Heinz Althöfer · Rolf E. Straub
Ernst Willemsen
<i>Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke</i>
München/Berlin 1974 | Band 1
Günter P. Fehring
<i>Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz, Siedlungsbereiche</i>
Stuttgart 1972 | Band 4
Teil 1: Gustav Riek
<i>Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)</i>
Stuttgart 1973 | Fundberichte aus Baden-Württemberg
Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung
Band 1 Stuttgart 1974
Band 2 Stuttgart 1975
Band 3 Stuttgart 1977 |
| | Band 2
Antonin Hejna
<i>Das „Schlößle“ zu Hummersried
Ein Burgstall des 13. bis 17. Jahrhunderts</i>
Stuttgart 1974 | Teil 2: Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
<i>Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle</i>
Stuttgart 1973 | |